

Zeitbild – Felle, Wachs und Honig: Die poludje in Polock

Izjaslav war daran, seine Rüstung instand zu setzen, als es an die Türe seines hölzernen Wohnhauses klopfte. Seine Frau, deren Körper man bereits ansah, dass sie in Erwartung war, öffnete die Tür. Er wusste bereits bevor die Nachricht überbracht wurde, was diese beinhaltete, denn es wurde langsam kalt, und die jährliche *poludje*¹ stand bevor. Diese galt es zu organisieren und deshalb war, wie jedes Jahr, eine Zusammenkunft der ganzen *družina* unumgänglich. Der Bote, den er nicht kannte, da sie Neuzukömmlinge waren in Polock, kündigte diese Zusammenkunft noch auf den selbigen Abend an. Er bat also seine Frau, ihm zu helfen seine Sachen zusammenzutragen, denn da die Hütte nicht zu viel Platz bot, waren sie in allen möglichen Winkeln verstaut, weil er sie im städtischen Alltag nicht benötigte. Auch musste sie seine häuslichen Arbeiten übernehmen, wie das Vieh, welches auf der Hinterseite des Hauses weidete, hineinzubringen und zu füttern. All dies fand stillschweigend statt, denn auch sie wusste, was es bedeutete: die alljährliche Tributrunde war eingeläutet worden.

Als er also wenig später mit komplettem Gewand und all seinen Waffen vor die Haustür trat und sich umsah, konnte er erkennen, dass in den Strassen der Burgfestung aussergewöhnliche Aktivität herrschte. Da seine Hütte in der Nähe des Festungserdwalls situiert war, bot sich ihm durch das Eingangstor eine Aussicht über die ganze Umgebung. An der Südflanke der Anhöhe, auf der sich Polock befand, floss die Polota vorbei, die in der Ferne, kaum erkennbar, in die Düna mündete. Die Düna, war die wichtigste Verbindung Polocks zum Umland, genauso wie zu den anderen *pogosti*² von wo es ihn hierher geführt hatte. Der Fluss erlaubte es vor allem die grossen Sümpfe zu umgehen, die sich rund um Polock erstreckten. Ausserhalb der befestigten Anhöhe lagen verschiedene unbefestigte Siedlungen: In der einen hatten sich die Handwerker und *kupcy*³ niedergelassen. Dies wusste er, weil er mit einigen von Ihnen schon in Kontakt getreten war, als es darum ging, sich hier niederzulassen und seinen Hausrat zu erweitern. Eine andere Siedlung, war ihm zumindest erzählt worden, wurde von Krivicen geführt. Dieses Volk war ihm noch unbekannt, da er es in der vorherigen *družina* mit anderen Völkern, wie zum Beispiel den Slowenen zu tun gehabt hatte. Aber nachdem, was er bisher in Erfahrung bringen konnte, war dies ein friedfertiges Volk, welches sich an die Tributvorgaben hielt. Mithin ein Grund, warum es ihn hierher verschlagen hatte. Auf der Hauptstrasse liess er sich vom Getümmel treiben, welches am Marktplatz vorbei zur Burg führte, denn kurz vor dem Abendrot mussten noch die letzten Besorgungen oder Arbeiten verrichtet werden.

Angekommen bei der Burg trat er durch das Haupttor ein und begab sich unmittelbar in den Festsaal. Den Weg kannte er noch von dem Tag als er seinen Eid abgelegt hatte. Der grösste Teil der *družina* war bereits da, was er an der Anzahl Personen im Raum erkennen konnte. Es waren ungefähr drei mal zehn Personen anwesend und diese hatten sich je nach ihren jeweiligen Rängen verteilt. Er gehörte mit seiner Erfahrung zwar noch nicht zu den Bojaren, welche unmittelbar dem Fürsten Rogvolod unterstellt waren, aber durfte sich doch an einen

¹ Tributrunde

² Bezirke

³ Kleinhändler

der vorderen Tische setzen. Auf den Tischen waren Methörner bereitgestellt und er nahm, nachdem er sich den anderen vorgestellt hatte, einen herzhaften Schluck. Die meisten waren ihm bekannt, denn er hat mit einigen von Ihnen bereits die Umgebung erkundet, um vorbereitet zu sein.

Bald darauf trat der Rogvolod herein und verkündete: „Im Jahre 6476 des Kalenders (Jahr 968 n. Chr.) fordert Svjatoslav von all seinen Bezirken die Abgabe des Zehnten Teils der Einnahmen ihrer *poludje*! Diese Erhöhung der Abgabe bedeutet weniger Einnahmen für uns, da die Eichhörnchen-Jagd dieses Jahr besonders gut ausfiel, sind die Felle weniger wert. Sollten wir also den *dan*⁴, den jedes Haus entrichten muss anpassen?“ Es entstand ein kurzes Durcheinander von Stimmen, doch Rogvolod bat die Männer einzeln vorzusprechen. Der eine Bojare Dromir, sprach also: „Mein Fürst, wir müssen den Tribut um einen Block Wachs erhöhen um unsere Ausgaben zu decken. Denn der Wachs hat nicht an Wert verloren.“ Ein anderer aber antwortete: „Was denkt ihr mein Fürst, wie die Krivicen reagieren werden, wenn wir den Tribut erhöhen? Sie werden behaupten, dass wir uns nicht an die Abmachung halten. Auch wenn wir starke Männer haben, wenn sich ein ganzes Dorf zusammenrauft gegen uns, wird es schwierig.“ Ein dritter hingegen entgegnete: „Wieso erhöhen wir nicht die Anzahl an Fellen, denn von diesen werden sie ja genug haben, und sie werden sicher verstehen, dass wir denselben Wert wie letztes Jahr einklagen, nicht wahr?“. Eine kleine Weile herrschte Stille, bis der Fürst das Wort wieder aufnahm: „Ich denke, der letzte Vorschlag ist wohl der geeignetste, denn ich kann keinen Mann mehr entbehren als vorgesehen. Wir verlangen also zwei Eichhörnchen-Felle und einen Block Wachs pro Rauchfang. Wer dagegen ist, soll nun sprechen und seine Gründe darlegen.“ Erneut trat Stille ein und somit war die Sache bestimmt.

Nachdem diese Entscheidung gefällt war, ernannte der Fürst den Bojaren Volomir zum Anführer der *poludje*- Truppe. Volomir zählte anschliessend die bewaffneten Begleiter seines Bojarenstabes auf: „Grim, Jatvjag, Sverkir, Jamind, Erlisk, Jakun, Arfast, Thodr, Vuiskov, Ottar, Prastên, Izjaslav“, da endlich war sein Name gefallen, ...Kol, Ulêb, Svên, Frutan, Vatjaslan“. Er hiess sie, innerhalb der nächsten drei Tage die Abreise vorzubereiten und bestimmte noch einen den *grid*⁵, welcher sich um Pferde, Schlitten und Proviant für die ersten paar Tage kümmern sollte. Zum Schluss riefen sie alle aus: „Alle, die wir sind in dieser *družina*, kämpfen zusammen und sind wie Brüder. So soll auch die Beute wie unter Brüdern aufgeteilt sein. Perun wache über uns!“. Dann wurde ein Opfer dargebracht, noch mehr Met aufgetischt und ein altes skandinavisches Kriegerlied angestimmt. Dazu hauten sie alle mit ihren Schwertern auf ihren Schild, um ihre Einheit zu demonstrieren.

Die nächsten zwei Tage verbrachte Izjaslav damit, sein Kettenhemd, sein Schutzschild aber vor allem seine Waffen auf Vordermann zu bringen. Er kümmerte sich aber auch darum, dass jemandes Sklave seiner Frau gegen Bezahlung bei seinen Arbeiten, wie zum Beispiel dem Feuerholzspalten unter die Arme greife. Denn je länger die Zeit fortschreiten würde, desto schwieriger würde der Alltag für sie werden. Auch wenn sie beide wussten, dass sie die

⁴ Tribut

⁵ Person, die der jüngeren družina angehört, die untergeordnete Aufgaben wie die fürstliche Hofverwaltung innehat.

kommenden Monate zu kämpfen haben würden, wurde dies nicht angesprochen und der Alltag wie immer verrichtet. Am Tag vor der Abreise hingegen, gingen sie, zusammen mit den zwei Kindern, zu der Eiche nahe dem Fluss, stellten ihre Götterstatuen auf, brachten ihre Opfer dar und baten um Sicherheit und Gesundheit. Früh am nächsten Morgen, nachdem seine Frau ihm einen Hirsebrei zubereitet hatte, ging die Reise los.

Izjaslav traf am zugefrorenen Fluss auf den Rest der Gefolgschaft, mitsamt Pferden, Skiern und mit Proviant vollgeladenen Schlitten: Getreide, Trockenfleisch, Met, geräucherter Fisch, Waffen und weitere Ausrüstung, genügend, um eine Woche davon zu zehren. Dies war seiner Meinung nach äusserst grosszügig berechnet, da man vorhatte, spätestens am dritten Tage auf das Dorf Vitebsk zu treffen. Nachdem sich alle eingefunden hatten, führte Volomir die Truppe über den Fluss, was den Beginn der *poludje* markierte. Sie marschierten mehrere Stunden gen Nord-Osten ohne zu rasten, da sie vor Einbruch der Dunkelheit das Waldgebiet erreichen wollten, an denen sie einige Tage zuvor schon ein behelfsmässiges Nachtlager errichtet hatten. Dort angekommen befreiten sie die Mulde vom Schnee und entfachten ein Feuer, wobei Thodr damit begann, einen Hirsebrei zuzubereiten. Nach dem einfachen Mahl setzten sich alle ans Feuer und versuchten, sich so gut wie möglich mit Met gegen die Kälte zu schützen. Zudem begann Jamind von seiner Heimatstadt Haitabu zu erzählen, einem fernen Handelspunkt, weit abseits von Izjaslavs bekannten Gefilden. Eine leise Sehnsucht überkam ihn, diese fremde warägische Welt zu erkunden; schnell verdrängte er den Gedanken, da er sich auf seine bevorstehende Wache vorbereiten musste. Es war wichtig, auch in bekannten Gebieten eine Wache aufzustellen, denn die Wälder beherbergten bekannte Gefahren wie Wölfe oder auch Schlimmeres. Seine Schicht verlief aber ohne Zwischenfälle.

Mit dem Aufgehen der Sonne spannten sie die Pferde vor die Schlitten und machten sich auf den Weg. Der Tag verlief, wie der bisherige, ereignislos und mit dem Eindunkeln bereiteten sie wieder ihr Nachtlager vor, indem sie in Vierergruppen Löcher für die Nacht in den Schnee gruben. Diese bedeckten sie sodann mit Ästen und Zweigen aber weil die Nacht ausserordentlich kalt war, blieben sie länger als gewohnt am Feuer sitzen. Izjaslav übergab die Wache dieses Mal an Ottar, der mürrisch an seinen Posten ging.

Am nächsten Morgen suchten sie hastig ihre Sachen zusammen und begaben sich wiederum auf den Weg, denn sie wollten noch vor Einbruch der Dunkelheit Vitebsk erreichen, ihr erstes Ziel. Arfast ging der Gruppe voraus, um den schnellsten Weg auszukundschaften. Weshalb sie ohne grössere Umwege Vitebsk erreichten, welches sich an einem beschaulichen Bach befand und aus fünf Rauchfängen bestand. Zudem hatte Arfast die Dorfbewohner bereits über ihre bevorstehende Ankunft informiert und ein Platz für das Nachtlager ausfindig gemacht. Da es bereits eindunkelte, verschoben sie die Tributeinnahme auf den nächsten Tag und nutzen die Runde um das Lagerfeuer, um gegenseitig Informationen auszutauschen. Die Dorfbewohner wollten Neuigkeiten aus der Stadt erfahren, während die Tributgesellschaft mehr auf Berichte über die anderen Dörfer aus war. Izjaslav wusste jedoch aus Erfahrung, dass die ersten Dörfer meist wenig Information zu bieten hatten, da sie sich noch zu nahe der Stadt befanden. Auch war bekannt, dass oftmals Dörfer, die wenige Tagesreisen voneinander entfernt lagen, nicht viel Kontakt miteinander pflegten.

Am nächsten Tag kamen sie dann zum eigentlichen Geschäft und auch wenn die Dorfbewohner eine Erklärung für die Tributerhöhung forderten, verstanden sie ihre Argumente und waren bereit zu zahlen. Zu dieser Bereitwilligkeit beigetragen hatte wohl auch der Fakt, dass ihre Ausbeute dieses Jahr grosszügig ausgefallen war. Der Dorfälteste befahl also den jeweiligen Rauchfang-Besitzern je zwei Eichhörchen-Felle und je einen Block Wachs herbeizubringen. Sie waren auch ohne Murren bereit, ihnen neue Vorräte bereitzustellen und übergaben ihnen mehrere Säcke Hirse, die sie auf Schlitten luden. Danach war es Zeit weiterzuziehen. Nach fünf Tagen erblickten sie das nächste Dorf, Lukoml', wo die Tributnahme ähnlich verlief.

Die nächsten Wochen verliefen mehr oder weniger ohne Zwischenfälle und sie kamen gut voran. Kurz nach der Jahreswende trafen sie jedoch in Usvjaty ein. Dort wurden sie feindselig empfangen und wenig später erfuhren sie wieso. Die Dorfbewohner waren nicht bereit, den gesetzten Betrag zu entrichten. Der Dorfälteste sprach: „Uns ist eine Hungersnot widerfahren, da der Winter dieses Jahr vorzeitig über uns gekommen ist. Deshalb benötigen wir unsere Felle um Nahrung zu erhandeln und durch den Winter zu kommen. Wie ihr berichtet habt, ist eure *poludje* gut verlaufen bis anhin, könnt ihr uns nicht einen Teil der Zahlung erlassen? Ihr seid gute Männer und Familienväter, weshalb ihr unsere Situation doch verstehen müsst.“ Die Männer berieten sich, was zu tun war und entschieden hart durchzugreifen, da sie ihre Runde vor dem Fürst verantworten mussten. Und dieser duldete kein Mitleid. Sie gingen also zu viert von Haus zu Haus, Izjaslav zusammen mit Frutan, Ulêb und Kol. Er kannte solche Situationen und war überzeugt davon, dass sich einige erbittert widersetzen würden. An der zweiten Pforte stellte sich ein Rauchfang-Besitzer dem Trupp in den Weg. Izjaslav schob ihn mit seinem Rundschild beiseite, doch der Mann zog blitzschnell einen zugespitzten Keil aus der Tasche und ramnte ihn mit aller Kraft in die Seite. Er knickte ein. Doch Ulêb war schon zur Stelle und zog seinen Bruder aus dem Weg. Als der Täter in Ulêbs weit aufgerissene Augen blickte, wusste er, dass sein letztes Stündlein geschlagen hatte. Dieser zog sein Schwert und holte zum fatalen Streich aus. Doch mitten im Hieb erstarrte er: ein Speer, abgefeuert vom Nachbarn des Rauchfang-Besitzers, steckte in seinem Rücken. Er fiel vornüber und blieb liegen. Vom Kampfgeräusch aufgeschreckt, eilten die anderen Brüder herbei. Die beiden Angreifer wurden sofort mit Dutzenden Hieben niedergestreckt. Sofort kümmerte die *družina* sich um die Verletzten und brachten sie an einen sicheren Ort. Die restlichen Brüder setzten die Runde fort, drangen in die Häuser ein und nahmen sich, was sie finden konnten. Sie stellten jedoch mit grossem Ärger fest, dass nichts zu holen war, weshalb Volomir drohte: „Ihr seid euren Pflichten nicht gerecht geworden und deshalb sehen wir uns gezwungen euer Dorf niederzubrennen, es sei denn ihr seid bereit uns je eins eurer Kinder zu übergeben. Falls ihr dem nicht nachkommt, werdet ihr so oder so alle in Gefangenschaft geraten.“ Nun war es an den verängstigten Dorfbewohnern sich zu beraten und sie entschieden dem Befehl zu folgen. Sie überreichten widerwillig ihre Kinder. Die fürstlichen Männer gaben sich aber noch nicht zufrieden und bevor sie weiterreisten, mussten sie ein Exempel statuieren und taten sich an den Frauen der rebellierenden Dorfbewohner gütlich.

Eine wenig abseits verfolgte Izjaslav das Geschehen. Seine Verletzung war zum Glück nur eine Fleischwunde, jedenfalls auf den ersten Blick. Die Blutung war gestillt. Neben ihm im Schnee

auf einer Decke lag Ulëb mit schmerzverzerrtem Gesicht. Der Speer war tief eingedrungen und das Blut drang aus seiner Wunde. Das Wurfgeschoss war ihm zwar entfernt worden, doch konnte Izjaslav auch ohne Wissen um die Heilkunde erkennen, dass es schlimm stand um seinen Bruder. Sein Zustand verschlechterte sich zunehmend. Nichtsdestotrotz rüsteten sich für die Weiterreise, um das Dorf so schnell wie möglich hinter sich zu lassen. Die beiden Verletzten wurden auf die Schlitten gebettet und die Sklaven an die Schlitten gebunden. Bis zum Nachtlager war Ulëb nicht mehr ansprechbar und sie entschieden sich, sein Leben zu beenden. Da sie auf *poludje* waren, konnten sie ihm nur eine einfache Feuerbestattung bereiten. Izjaslav hielt eine Rede auf seinen verstorbenen Bruder im Kampf und dankte ihm sein Leben. Während sich der die *družina* um das wärmende Feuer setzte und sich dem Genuss des Honigweins hingab, wurde Izjaslav wehmütig. Die Schmerzen verstärkten die Wirkung des Alkohols und er gab sich seinen Erinnerungen hin:

Zu den Zeiten, als Olga noch Herrscherin war, hätte Ulëb nicht sterben müssen. Denn dort in der Nähe von Novgorod, dem Sitz der Fürstin, waren Sammelstellen eingerichtet worden und die Menge an Tributzahlungen war genau bestimmt, frei von jeder Willkür der Eintreiber. Dies verhinderte kriegerische Zwischenfälle und tödliche Zweikämpfe.

Bis in die frühen Morgenstunden hinein wurde Ulëb gedacht, doch beim Aufgang der Sonne zog der Verband weiter. Mit Verlusten musste man rechnen und die Arbeit war noch nicht getan, die *poludje* musste weitergehen.

Auf der weiteren Reise kam es zwar noch zu einigen Zwischenfällen, aufgrund der Hungersnot, die die Region schwer getroffen hatte, jedoch war selten so viel Gewalt wie in Usvjaty nötig. Denn die meisten rückten bereits unter Gewaltandrohung die geforderte Abgabe heraus. Mit dem Anfang des Frühlings, als der Schnee langsam zu schmelzen begann und das Reisen mit den Schlitten immer schwieriger wurde, konnte Izjaslav endlich von Weitem die Stadt Polock erblicken. Den letzten halben Tag ihrer Reise wurde in horrender Geschwindigkeit zurückgelegt, da sich die Männer alle nach ihrer Heimat und ihren Familien sehnten.

Die Ankunft in Polock bedeutete jedoch in keinem Sinne, dass nun rasten angesagt war. Sie mussten die ganzen Güter, die sie auf den Schlitten transportiert hatten, auf die Burg schaffen und die Händler, die bereits gierig darauf warteten, abwimmeln. Auch musste man sich um die Sklaven kümmern, damit diese nicht die erstbeste Gelegenheit nutzten, um zu entwinden. Sie wurden also wie Vieh den Weg, der auf die Anhöhe führte, hinaufgetrieben. In einem ersten Moment konnte man Izjaslav nicht entbehren und er musste sich gedulden. Denn er wusste noch immer nicht, ob seine Frau ihm eine Tochter oder einen Sohn geboren hatte und ob sie und das Kind die Geburt überhaupt überlebt hatten. Wie viele Male hatte einer seiner Begleiter dies Schicksal erfahren, dass er reich an Beute heimgekehrt war, um dann vom Tod eines Familienmitglieds zu erfahren. Doch bis die Arbeit getan war, konnte er nur hoffen, sie irgendwo am Strassenrand zu erhaschen. Doch es war unwahrscheinlich, dass die Nachricht ihrer Ankunft sich bereits verbreitet hatte. Die schwere Arbeit setzte ihm zu, denn er hatte sich noch immer nicht erholt von der Verletzung, die er sich beim schweren Kampf im Dorfe Usvjaty zugezogen hatte.

Nachdem alles in den Burghof geschafft wurde, rief der Fürst, den mittlerweile die Nachricht ihrer Ankunft erreicht hatte, sie zusammen. Er hiess sie, sich zuerst auszuruhen und Essen und Trinken wurde ausgegeben, während die *grid* die Einnahmen nochmals auszählten. Danach wurde direkt die Aufteilung vorgenommen, denn so entledigte sich der Fürst eines jeden Widerspruchs gegen ein ungerechtes Verfahren. Die Auszählung resultierte in 450 Fellen verschiedenster Art, 130 Wachsblöcken und Honig. Rogvolod wurde fuchsteufelswild, als er bemerkte, dass obwohl sie den *dan* erhöht hatten, sie nicht die doppelte Anzahl von Fellen nach Hause gebracht hatten. Volomir, sein bojanischer Vertreter, ergriff das Wort und erklärte das Problem der Hungersnot, die im Norden des Umlands gewütet hatte. Auf seinen Befehl wurden die Sklaven vorgeführt und sogleich beruhigte sich Rogvolod ein bisschen. Trotzdem war er unzufrieden mit der Situation, denn einem jeden war bewusst, dass die Sklaven zwar mehr einbringen würden, ihr Verkauf aber auch mit sehr viel mehr Aufwand verbunden war. Sie machten die Reise um einiges beschwerlicher und konnten bei der kleinsten Unachtsamkeit, wie zum Beispiel bei einem Überfall, flüchten. Zusätzlich war es schwierig, sie in den Zehnten einzuberechnen, da man ja nicht wissen konnte, wie viel ein jeder von ihnen einbringen würde. Die Aufteilung gestaltete sich also dieses Jahr besonders schwierig und je länger der Fürst sie herauszögerte mit seinen Fragen, je mürrischer wurde die Truppe. Sie waren müde von der Reise und sehnten sich nach ihren Pritschen und den Beischlaf mit ihren Frauen. Schlussendlich bekam ein jeder drei mal fünf Eichhörnchen-Felle und fünf Wachsblöcke. Die Aufteilung des Gewinns aus dem Sklavenverkauf würde erst später, nach deren Verkauf, verteilt. Auch die Männer, die sie während ihrer Reise verloren hatten, bekamen ihren Teil zugesprochen, der nun an ihre Familie übergeben würde.

Es war beinahe am Eindunkeln, als sich die Männer endlich, unter der Last ihrer Schätze und ihrer Waffen taumelnd, nach Hause begaben, keiner wissend, was sie dort erwartete. Izjaslav trat durch die Pforte seines Hauses, wo seine Frau ihn bereits erwartete. Jedoch war sie sehr geschwächt, die Geburt ihres Sohnes war nicht gänzlich problemlos verlaufen. Dennoch hatte sie ihm einen gesunden Sohn geschenkt. Izjaslav warf sein Schwert zu dessen Füßen und sprach: „Dieses Schwert, Ulêb, mein Sohn, sollst du besitzen, denn es wird deine Lebensgrundlage sein. Etwas anderes kann ich dir nicht bieten.“ Glücklich darüber, wieder zuhause sein und die *poludje* überlebt zu haben, setzte er sich neben seine Frau ans Feuer und erzählte ihr von seiner Reise.

Normalerweise wäre nun die zweite grosse Reise des Jahres in Angriff zu nehmen, nämlich diese nach Konstantinopel. Doch aufgrund seines gesundheitlichen Zustandes entschied Izjaslav, dass er dieses Mal nur bis Kiew mitreisen würde, denn er hatte von Frutan während der *poludje* von einer Gruppe Händlern gehört, die Radaniten genannt wurde. Diese würden jedes Jahr in Kiew vorbeikommen, auf ihrem Weg von Prag zu den Arabern jenseits des Kaukasus. In wenigen Wochen würde er sich mit dem Schiff auf den Weg nach Kiew machen, um dort seinen Anteil diesen Zwischenhändlern anzubieten, weil diese für ihre grosszügige Bezahlung bekannt waren. Vielleicht war ihm das Glück hold und er würde diese Händler dort antreffen. Ansonsten würde er auf dem Markt in Kiew einen anderen Abnehmer für seine Ware finden müssen. Doch zuerst war nun die Erholung von der langen Reise und der Verletzung von grösster Wichtigkeit.

Literatur- und Quellenverzeichnis:

- E. Ashtor: Aperçus sur les radhanites, In: Schweizerische Zeitschrift der Geschichte, 27 (1977), Heft 3. p. 245-275.
- R. Blachère, H. Darmaun: Geographes arabes du moyen âge, Paris 1957.
- J. Callmer: Herrschaftsbildung und Machtausübung: Die Anfänge der ar-Rus (Rus') ca. 500-100 n. Chr. In: Bereit zum Konflikt. Strategien und Medien der Konflikterzeugung. O. Auge, F. P. Biermann (et al.), Ostfildern 2008. p. 103- 130.
- R. Delort (Ed. E. Mornet und F. Morenzoni): Les fourrures dans la Chronique des temps passées et la Russkaja Pravda. In: Milieux naturels, espaces sociaux: Etudes offertes à Robert Delort. Arrignon, 1997. p. 341-346.
- A. Gieysztor: Les marchés et les marchandises entre le Danube et la Volga aux VIII-XIe siècles. In: Mercati e mercanti nell'Alto Medioevo: L'area euroasiatica e l'area mediterranea. 23-29 aprile 1992 (Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo, 40) p. 910. Spoleto 1993. p. 499-522.
- M. Gil: The radhanite merchants and the land of radhan, In: Journal of the Economic and Social History of the Orient, Vol. 17, No. 3 (Sep., 1974). p. 299-328.
- C. Goehrke: Russischer Alltag: eine Geschichte in neun Zeitbildern. Zürich 2003-2005.
- M. P. Gonneau: La Rus' de Kiev, une société féodale? In: Journal des savants, 1999, N°1. p. 167-225.
- K. Heller: Die Normannen in Osteuropa. In: Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen. Berlin 1993. p. 14-87.
- J. Jacobi: Antwort auf einige Fragen über die Radanya, In: Islam, 52(1975). p. 226-238.
- J. Jacobi: Die Radaniya, In: Islam, 47 (1971). p. 252-264.
- E. Patlagean: Byzance et les marchés du grand commerce, vers 830-vers 1030. Entre Pirenne et Polanyi. In: Mercati e mercanti nell'Alto Medioevo: L'area euroasiatica e l'area mediterranea. 23-29 aprile 1992 (Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo, 40) p. 910. Spoleto 1993. p. 587-629.
- V. T. Pashuto: Les famines dans l'ancienne Rus' (Xe-XIVe siècles). In: Annales Economies, Sociétés, Civilisations. 25^e année, N. 1, 1970. p. 185-199.
- S. Rohdewald: "Vom Polocker Venedig", Kollektives Handeln sozialer Gruppen einer Stadt zwischen Ost- und Mitteleuropa (Mittelalter, frühe Neuzeit, 19 Jh. Bis 1914). Stuttgart, 2005. p. 417.
- A. Solov'ev: Byzance et la formation de l'Etat russe: recueil d'études. London 1979. p. 249-268.

- A. Zeki Validi Togan: Ibn Fadlān's Reisebericht. Leipzig 1939. p. 82-89.
 - W. E. Watson (Immaculata, PA, U.S.A.): Ibn Al-Athir's accounts of the Rus: a commentary and translation. In: Canadian- American Slavic Studies, 35, No. 4 (Winter 2011), p. 423-38.
 - B. Widera: Entstehung und Entwicklung des Feudalismus in der Rus'. Klio, 53 (1971). p. 319-352.
 - Lexikon des Mittelalters. Verlag J.B. Metzler, 10 vols, (Stuttgart: Metzler, [1977]-1999):
 - o 'Adel, 2. Kiever Periode', vol. 1, cols 134-135
 - o 'Polock' Vol. 7, cols 72-73
 - o 'Ostslaven' Vol. 6, cols 1546-1549
 - o 'Ragnvald, Danish-English jarl' Vol. 7, cols 947-948
 - o 'Ol'ga', Vol. 6, cols 1395-1396
 - o 'Wachs ', Vol. 8, cols 1888-1890
- in Brepolis Medieval Encyclopaedias - Lexikon des Mittelalters Online

Η ζωή μου στην πόλη / Mein Leben in Konstantinopel

Es ist der 26. des 12. Monats im Jahr 6501, seit der Geburt des Herrn. Mein Name ist Fjodor von Ljubetsch. Ich übe mich seit nun schon vier Jahren in der griechischen Schrift, doch werde wohl zeitlebens die Klinge besser als die Feder führen können. Hier in der Fremde, weit weg vom Dnepr und meinen Gefolgsleuten, diene ich dem Purpurborenen in Car'grad. Die Heilige Stadt, die Steinerne und Reiche rief mich zu sich. Mein Land wird seitdem von meinem Sohn Artjom regiert. Das Leben in der Stadt, sowie sie die Rhomaioi¹ nennen, ist mir fremd. Glauben wir doch an den selben Gott und Erlöser, so blickt dennoch die Gefolgschaft, wie auch die Feinde des Kaisers, auf uns herab. Meine Treue gilt dem Basileios, denn ihm versprochen wir unser Leben und erhoffen uns dadurch Aufnahme im Svarga².

Ich kam im Jahre 6497 vor den Mauern der Stadt an. Begleitet von einigen der tapfersten Krieger meiner Heimat und tausenden anderen Waffenbrüdern aus Ladoga, Smolensk, Nowgorod, Witebsk und Kiew, die fortan das Leben des Basileios schützen sollten. Wir befreiten vor unserer Zeit in Ljubetsch die Ländereien von Heiden und anderen Feinden Wladimirs des Heiligen und standen am Ende unserer Reise in Car'grad, der Stadt der Purpurnen. Hier würde ich meinen Dienst leisten und die Kirche der Hagia Sofia, der heiligen Weisheit, sehen. Doch jetzt stand ich noch vor der Mauer, höher und grösser als alles was ich bisher gesehen hatte. Der Wall aus Steinen schien mich erdrücken zu wollen. Nach den Strapazen der Reise waren wir nun endlich am Ziel. Anstelle von Rhomaioi sollten nun tapfere Männer aus Ljubetsch das Leben des Kaisers schützen.

Nun galt es ein Teil der Garde und ein Teil der Stadt zu werden. Dazu erkundeten wir die Stadt, was vor unserer Zeit nur einer handvoll Händlern aus unserer Heimat vergönnt war. Unsere Unterkunft war in der Nähe des Klosters des Heiligen Mamas. Wir betraten die Stadt durch das Tor des Xylokerkos, das zweite von Süden nach dem grossen Goldenen Tor. Dahinter führte eine Strasse zwischen die Häuser. Es war die Hauptstrasse, genannt Mese. Es gab zwei Stränge dieser Hauptstrasse, die sich beim Philadelphion trafen. Der

1 Koder, Johannes: *Rhomaioi*. In: *Lexikon des Mittelalters*. Bd. 7, Sp. 797.

2 Váňa, Zdeněk: *Mythologie und Götterwelt der slawischen Völker*, Stuttgart 1992, S. 253.

Marsch durch die Stadt war mühsam, vor allem wegen den vielen Menschen. Hunderttausende sollen hier leben, so hatte ich gehört. Die Strasse war gepflastert, und es gab erhöhte Wege an ihren Seiten für Fussgänger. Viele Menschen waren zu Pferd unterwegs. Es herrschte ein unglaubliches Gewimmel. Nach all den Wochen auf der Reise waren meine Sinne hier völlig überfordert. Immer wieder trat ich anderen auf die Füsse, weil ich nicht gleichzeitig den Weg und die Fülle an Gebäuden, die Menschen, all die Pracht ansehen konnte. Zwei Augen schienen mir nicht mehr genug. Die meisten Häuser waren aus Stein oder aus Backstein gebaut. Es gab mehrstöckige Häuser, in denen die Menschen übereinander geschichtet lebten. Manchmal waren die Häuser um einen Hof herum angeordnet. Natürlich gab es viele Kirchen; ist Car'grad doch auch das Zentrum des einzig wahren Glaubens. Diesen hatte uns Wladimir vor wenigen Jahren erst gebracht, als er Anna die Purpurne von Byzanz heiratete. Überwältigt von der Pracht des zur Schau gestellten, trugen mich meine Füsse dennoch weiter, während meine Sinne sich an allen Eindrücken labten. Die Strassen waren oft von Säulengängen begleitet. Hier waren viele kleine Läden, deren Besitzer laut rufend Kundschaft anzulocken suchten. Gleichzeitig gingen in den Säulengängen auch Handwerker ihren Tätigkeiten nach.

Wir kamen nach einiger Zeit an die Spitze des sogenannten Goldenen Horns und ich erblickte aus nächster Nähe den prachtvollen Bukoleon-Palast des purpurnen Herrschergeschlechtes. Das Äußere des Palastes wurde von dutzenden mächtigen Tierstatuen geschmückt und im Inneren konnte man Gärten und Wasserspiele erblicken. Selbst am palasteigenen Hafen fand man die Statuen und einer meiner Männer schlug seinen Namen an den Sockel einer davon. Von dort kamen wir westlich marschierend zum Hippodrom der Stadt. Die Rhomaioi veranstalteten dort jeden Monat prächtige Schauspiele und Pferderennen; der Kaiser zerstreute sich und die Bürger verloren sich in Wetten, wie man mir berichtete. Wir verschafften uns kurz darauf Zugang zu einem der mehrstöckigen Gebäude in Konstantinopel. Solch eine Bauweise und Stabilität hatte ich zuvor noch nie an einem Haus gesehen. Von dort aus überblickten wir das Meer aus Häusern und Menschen. Es floss von rechts und von links und schien am Kap des Horns über die Landzunge hinaus in das Propontis³ zu münden. Das Gewimmel schien von oben

3 antike griech. Bezeichnung des Marmarameers bei Konstantinopel

betrachtet noch undurchdringbarer, als von mittendrin. Wir konnten bis zum

Goldenen Tor der Stadt blicken, durch das Kaiser Basileios jeden seiner Triumphzüge marschieren liess. Östlich davon lag die Burg der sieben Türme, die die Mauer des Theodosius und das Goldene Tor sicherte. Acht Tore zählte dieser riesige Befestigungswall, der die Stadt des Purpurnen schützte.

Heute am 26. des 12. Monats wird es in der Stadt immer heikler, denn morgen wird das heiligste aller Bauten, die prächtige Hagia Sofia, 300 Jahre alt und viel strömen in die Stadt um dies zu feiern. Ich erinnere mich noch an damals, als ich das erste mal ihr Antlitz erblicken durfte. Es war an dem Tag an dem wir die Stadt betraten, mein Glaubensmann in der Heimat wies mich darauf hin, wolle ich je beichten und Busse tun, dann müsse ich dies in Car'grad machen, denn dort ist man dem Herrn am nächsten. Und er sollte recht behalten, allein ihre äußere Erscheinung, die prächtige Kuppel war schon von weitem zu erkennen. Selbst so tapfere Krieger, wie wir es waren, wagten es nicht mehr auch nur an einem Wort der Schrift, oder des Heiligen zu zweifeln, als wir den großen rechteckigen, von Säulen umringten, Vorhof betraten. Vor unseren Augen erhob sie sich nun, das wahrhaftige Haus Gottes, dass seiner Weisheit gewidmet ist. Man erzählte mir, sie sei 55 Schritte hoch und sie stehe auf einem Rechteck welches 80 auf 70 Schritte zählt. Doch die Kuppel sei, seit der Zeit des alten Roms unübertroffen in Größe und Schönheit. Sie misst im Durchmesser 32 Schritte. Wir betraten die Hagia Sofia und schritten durch den Narthex, in dem sich auch der Thron des Purpurborenen befindet, in den Zentralen Raum. Hier sollte wir zum ersten mal den Allmächtigen Spüren. Die Goldene Ausstattung und die prächtigen Mosaike, die zu meinem Leid, immer weiter abgerissen⁴ werden, da die Gelehrten beschlossen, dass der Schöpfer nicht abgebildet werden darf. Ein Händler aus dem Reich Karls des Großen, erzählte mir, man habe für ihren Bau ungefähr 355 Karlsfund⁵ Gold verwendet. Doch ihre Pracht ist kaum mit Worten zu beschreiben, so will ich jedem raten sie selbst zu erleben.

Aber genug der Lobeshymnen, die Arbeit lässt sich nicht verschieben, die gesamte Garde ist in Bereitschaft, denn das Fest wird groß und die Menschen wollen dem Herrn und dem

4 der byzantinische Bilderstreit forderte zw. 729 und 843 viele Mosaike in den christlichen Bauten

5 1 Karlsfund entspricht ca. 408 Gramm und wurde um 794 im HRR eingeführt

Purpurborenen morgen zujubeln und es werden den ganzen Tag Messen gehalten. Zu

diesem feierlichen Anlass wird Xenophon von Athos⁶ und Athanasios Athonitis von Megisti Lavra⁷ erwartet. Metropolit⁸ aus dem thrakischen Umland und der Patriarch der Stadt wird Messe halten. Es werden ebenfalls Gesandtschaften aus der Fremde erwartet. Wie gern würde ich meinen Sohn Artjom in Car'grad begrüßen. Solange kann er nur lesen, wie prächtig die Stadt ist.

6 Mönchsrepublik auf der Halbinsel Chalkidiki

7 byzantinischer Mönch und Gründer des Klosters Megisti Lavra (Athos)

8 griechisch-orthodoxer Kirchentitel (Oberbischof)

Erzählungen eines arabischen Händlers

15. Sha'ban

Es ist Anfang Sha'ban im Jahre 333. Mein altes Tagebuch, indem ich das, was von Bagdad bis nach Konstantinopel erlebt habe, und indem ich die bisherigen Erlebnisse während meines Aufenthaltes in Konstantinopel niedergeschrieben habe, ist abhanden gekommen.

Ich bin immer noch in Konstantinopel, plane jedoch Byzanz bald zu verlassen um Richtung Norden zu gehen und in mir unbekannter Ferne neues Handelsglück zu finden.

18. Sha'ban

Durch die Vermittlung meines Übersetzers, der gute Kontakte zum hiesigen Kaiser – Porphrogenetos - pflegt, wurde erreicht, dass ich mit einer Handelsflotte der Rus in den Norden zu ihren Städten mitfahren kann. Die Rus sollen mir auch zu meinem Schutze zur Seite stehen. Wie mir zu Ohren kam, sollen sie ein Volk sein, welches sich durch den Handel ernährt, welches aber auch gerne seine Waffen zieht und dies nicht nur zur Verteidigung. Die Rus, die ich hier zu Gesicht bekam, sind gross gewachsen, mit stolzen, ernsten Blicken. Sie kleiden sich vornehm und zeigen ihren Reichtum. Sie verkaufen hier Pelze, Honigwaben, Wachs und Sklaven. Sie scheinen mir ein ehrenhaftes Volk zu sein, weswegen ich gerne mit ihnen mitfahren werde. Auch sei die Fahrt zu ihnen momentan nicht sehr gefährlich, da momentan Frieden zwischen den Völkern der Rus und der Pečenegen herrscht. Die Rus, mit denen ich nach Norden fahren werde, bekam ich noch nicht zu Gesicht. Sie haben, so wurde mir gesagt, den Rückweg nicht im letzten Jahr antreten können, da sie schon zu spät in Konstantinopel ankamen. Überwintern mussten sie daher in Galata¹.

23. Sha'ban

In den letzten Tagen verkaufte ich meine letzten Waren, welche ich aus Bagdad mitgebracht hatte. Der Handel lief gut. Ich konnte an Händler verschiedener Völker meine Waren verkaufen. In den folgenden Tagen muss ich planen, was ich alles einkaufen will um mit den Rus im Norden gute Geschäfte zu machen.

25. Sha'ban

Nun, nachdem ich die Planung für den Einkauf beinahe abgeschlossen habe, steht fest, dass ich sicher Schmuck in den Norden bringe, welchen die Rus, wie ich inzwischen gesehen habe, gerne auf sich tragen. Auch denke ich an schöne, edle Seidenstoffe. Mit Gold bestickt. Ich bin mir noch nicht sicher, ob sich Pfeffer gut verkaufen liesse. Aber die grösste Idee kam mir in den Sinn, als vor zwei Wochen am Markt im oberen Teil der Mese war. Es scheint, als die Rus von den Byzantinern nur eine gewisse Menge an Segel bekommen, diese aber sichtlich mehr davon kaufen möchten. Die schlaun Byzantiner wollen jedoch wohl vermeiden, dass die Flotte der Rus allzu stark werden würde und erlauben somit nur den Verkauf einer gewissen Menge an Segeln an die Rus. Da habe ich mir gedacht, ich könnte eine grosse Menge Segel kaufen, welche ich dann vor Ort – bei den Rus – zu einem hohen Preis verkaufen kann.

28. Sha'ban

Ich war mit meinem Gefährten am Markt um verschiedene Esswaren zu kaufen. Die Auswahl war sehr gross. Neben Brot und Käse kauften wir Karfiol², phyrigischen Kohl und Sellerie. Spinat und Lattich machten bei allen Händlern einen nicht ganz frischen Eindruck. Als ich meinem Gefährten nebenbei den Plan mit den Segeln erläuterte, war er begeistert. Er meinte dazu, dass stärkere Rus

¹ Stadtteil des heutigen Istanbuls auf europäischer Seite

² Blumenkohl

ein schwächeres Byzanz bedeute und dies gut für unsere Heimat wäre.

2. Ramadan

Ich ging früh in die Stadt hinein. Ich wollte meinen Übersetzer treffen. Die Sonne war erst gerade aufgegangen, so gab es in den Herbergen noch kein Essen und kein Alkohol. Die Leute waren somit, wie es sich gehört, nüchtern und somit näher bei Gott. In der Stadt begegnete ich Händlern verschiedener Völker. Venezianer, Rus, Lombarden, Stammesangehörige aus dem Sudan, auch aus dem Kanaan sowie aus dem Königreich der Ägypter, Syrer, Magyaren und noch vieles mehr. Ich traf meinen Übersetzer in der Nähe des hohen Konstantinforums. Ich ging zu ihm, um ihn zu fragen, wo ich gute Leinen kaufen könne. Er blickte mich mit Argwohn an und fragte mich, ob ich den Rus Segeln verkaufen wolle. Ich erwiderte mit strengem Blicke, dass ich den Rus Seiden, Schmuck, Leinen und sowieso so viel wie möglich verkaufen will. Er zögerte zuerst, erklärt mir schlussendlich trotzdem, dass es im oberen Teil der Mese - wo es auch unter anderem wertvollen Schmuck und mit Gold bestickte Seide zu kaufen gibt - sich ein sehr guter Laden, der ausschliesslich Leinen handelt, befindet. Nach diesem Ereignis ging ich zur Moschee welche neben dem Konstantinforum liegt, um mein Zuhr³ zu beten. Als ich die Moschee verliess, hörte ich Lärm, welcher aus dem Hippodrom drang. Das Hippodrom ist eine Vergnügungsstätte für das Stadtvolk, welche dem Kaiser gehörte. Ich war nie dort drin, liess mir aber davon erzählen. Pferderennen würden drinnen veranstaltet.

17. Ramadan

In den letzten Tagen kaufte ich mit meinem Gefährten die Materialien ein, die wir hoffentlich für einen guten Preis bei den Rus verkaufen werden. Wir kauften auch Proviant ein, unter anderem viel Brot und gedörrtes Fleisch, wobei ich sehr darauf achtete, dass mir die Christen kein Schweinefleisch oder anderes was nicht Halal ist, andrehen. Unsere Einbaum-Boote werden in der Nähe der Boote der Rus bereit gemacht, so dass wir in den nächsten Tagen zusammen ablegen können.

2. Shawwal

Wir sind aus Konstantinopel ausgefahren und durchquerten den westlichen Teil des Schwarzen Meeres in recht kurzer Zeit. Die See war ruhig und der Wind blies uns nicht entgegen. Es passierten keine nennenswerten Ereignisse – Allah meint es wohl gut mit uns.

15. Shawwal

Nach wenigen Tagen, den Danapris⁴ flussaufwärts, kommen wir bald zu den Stromschnellen. Es ist, wie uns ein Mitglied der Rus während eines Nachtlagers erklärte, der Ort an dem die Schiffe oft von den Pečenegen angegriffen werden, da zur Überwindung der Stromschnellen nötig ist, das Land zu überqueren.

17. Shawwal

Da mir wegen diesen Pečenegen, von denen ich schon früher gehört hatte, ein bisschen mulmig wurde, fragte ich bei einem Nachtlager mit Hilfe meines Übersetzers einen der Rus über dieses Volk aus. Er erzählte uns, dass die Pečenegen ein reiches Volk seien. Ihre Waffe ist der Bogen, den sie wie kein anderes Volk beherrschen. Unterwegs sind sie auf dem Pferderücken, auf dessen sie in vollem Galopp die Pfeile immer noch treffsicher abschiessen können. Auf die Frage, was die

³ Mittagsgebet

⁴ Dnjeper

Pečenegen den essen, meinte der Rus, dass sie das essen, was sie erbeuten. Sie haben keine Felder, da sie meistens am umherziehen sind. Aber Tiere sollen sie haben, hat er uns gesagt. Viele Schafe, da es in den weiten Ebenen in denen sie umherziehen, immer ein Platz mit Nahrung für die Schafe gibt. Als dieser gross und breit gewachsene Rus uns dies schilderte, schien er nervös zu sein. Auch Angst konnte ich in seinen Augen erkennen, was mich beunruhigte. Mein Übersetzer, der wohl mein Unbehagen spürte, erzählte mir kurz später, dass manche Teile dieses Volkes meinen Glauben angenommen hatten.

3. Dhu'l-Qa'da

Während der Zeit von der ersten bis zur letzten Stromschnelle schaffte ich es nicht über das Geschehene zu schreiben. Dieser Abschnitt der Reise war anstrengend, es herrschte teils grosse Anspannung bei allen Betteiligen dieser Handelsfahrt. Ich versuche diesen Teil nun wiederzugeben, bin mir nicht sicher, ob ich mich nicht in der Reihenfolge des Geschehenen getäuscht habe. Zuerst hielten wir bei einer Insel⁵, die die Rus Haigos Gregorios nennen. Sie opferten auf der Insel lebendige Hähne und veranstalteten weitere mir unbekannte Rituale. Nach der Insel kam eine breite Stelle, wo Angriffe der Pečenegen sehr oft vorkommen. Wir wurden – Allah sei Dank - verschont. Darauf folgten etwa drei Stromschnellen. Zum Teil mussten wir die Boote verlassen, welche dann entlang des Ufers die Stromschnellen aufwärts geschleppt wurden. Dann kam Aeiphor. Diesen Name werde ich wohl bis ans Ende meines Lebens nicht vergessen. Die Stromschnelle ist so lang und besitzt sicher ein Dutzend Stufen, dass ein Passieren wie bei den vorderen Schwellen, nicht möglich ist. Es war nötig die Boote völlig zu entladen und das ganze Material und danach auch die Boote über etwa fünf Meilen auf dem Land transportieren. Während der ganzen Zeit hielt ein Trupp der Rus wache, da Angriffen der Pečenegen immer möglich sind. Dies, so meinten die Rus, sei nötig, auch wenn momentan Frieden herrsche. Sie scheinen kein Vertrauen in dieses Volk zu besitzen. Die darauf folgenden Stromschnellen waren wieder angenehmer. Bei der vorletzten und auch letzten mussten die Boote wieder entladen werden, so dass sie wieder am Ufer entlang geführt werden konnten. Bei der letzten, welche man Essupi nennt, waren in der Mitte hohe Felsen die aus dem Wasser wuchsen. Der Name Essupi heisst, so wurde uns jedenfalls gesagt, „schlafe nicht“. Was ich sehr komisch finde, da diese Stromschnelle so ein lautes Getöse veranstaltet.

18. Dhu'l-Qa'dah

Die Strecke von Bitetzebi⁶, dem letzten Sammelpunkt bis nach Kioaba⁷ zog sich in die Länge. Ich konnte dabei einiges in Erfahrung bringen. Die Investition in meinen Übersetzer hat sich gelohnt, er war mir eine grosse Hilfe. So fand ich heraus, dass sich in Kioba oder Kioaba, wie es einige auch nennen, wichtiges verändert hat, seit diese Gesandtschaft von Händlern und Kriegern im Frühjahr los gezogen war. Sie haben erzählt, dass ihr Fürst von einer gemeinen Nomadenbande hinterrücks umgebracht worden war und, dass seine hinterbliebene Gemahlin Olga die Stadt regiert, da der Sohn noch zu jung sei. Es wird sich zeigen, inwiefern das einen Einfluss auf die mächtigste Stadt der Rus hat.

19. Dhu'l-Qa'dah

Endlich sind wir in Kioba angekommen. Es ist kalt, kälter als die ganze Reise bisher.

⁵ Grösste Insel des Dnjeper, Chortyzja

⁶ heute: Vitičev

⁷ heute: Kiev

Die Stadt liegt direkt am Danapris⁸ etwas erhöht auf einem Hügel. Es ist eine Ansammlung von Höfen mit dem Sitz des Fürsten oben auf dem Hügel. Was ich hier vorgefunden habe, war leider nicht vergleichbar mit dem mächtigen Baghdad oder mit Byzanz, das Gebäude der Herrscher ist einfach ein grosses Haus und nicht, was ich ein Palast nenne. Die Rus, mit denen ich unterwegs war, zeigten mir den Markt und eine mögliche Unterkunft. Es ist zwar nicht in der Residenz der Fürstenwitwe und auch nicht bei den Vertrauten der Fürsten, einer Gruppe die man Družina nennt, doch genügend warm, um gesund zu bleiben.

28. Dhu'l-Qa'dah

Die Leute sind sehr nett. Als ich auf den Markt kam, wurde ich mit offenen Armen empfangen. Meine Reisegefährten haben mir wohl einen gewissen Ruf verschafft. Es gibt hier gute Sklaven, warme Pelze, Wachs und eine süsse, dicke Flüssigkeit, die von den Rus Med⁹ genannt wird. Ich habe davon gekostet, es schmeckt ähnlich wie Saft aus Feigen oder Datteln, soll aber von Bienen hergestellt worden sein. Die Verlockungen des Marktes sind gross. Ich konnte bislang jedoch lediglich Segel verkaufen und Schmuck. Ich habe dafür Stücke aus Silber erhalten, die man hier Griwna Serebra nennt.

Auf der Bootsreise habe ich erzählt, dass ich noch weiter reisen möchte, weiter in den Norden nach Nemogardas¹⁰, der alten Rus-Stadt, um weiter Handel zu treiben. Einige der Händler haben mich deswegen zum Kauf von einer Unmenge an Kleidern motivieren können. Darunter war auch eine sonderbare Kopfbedeckung, wie ich sie zuvor noch nie gesehen habe. Es hat hier auch einen Mann auf dem Markt, der diese Rus'-Hosen aus Leinen verkauft, die aus ungefähr 100 Ellen genäht sind und die man über den Knien zusammenschnürt. Ich überlege mir auch eine solche zu kaufen.

7. Dhu'l-Hijja

Ich habe heute eine erste Bilanz meines Handelns mit den Rus gezogen. Bei meinem Vergleich der Griwna¹¹ mit dem Ratl¹² und der byzantinischen Litra¹³, musste ich schmerzlich feststellen, dass ich nicht sehr viel Gewinn erzielen konnte. Die Preise, die ich für Segel und weitere Güter bezahlt habe, waren zwar nicht hoch, doch die Erträge hier waren weit unter meinen Erwartungen. Es gibt auch andere Händler hier, die die Preise bereits gesetzt haben. Nun sind diese Rus' sehr stur und lassen mit sich nicht so gut feilschen. All die Gastfreundschaft war wohl nur ein Mittel zum Zweck. Selbst meine Unterkunft entpuppte sich als teurer als erwartet.

Meine Umrechnung:

Ich habe in Byzanz für 10 Segel 5 Litras Silber bezahlt und hier schliesslich ein Segel für ein Griwna verkauft.

10 Segel für 5 Litras gekauft – 1 Segel für 1 Griwna verkauft, dann würde ich für 10 Segel 10 Griwnas erhalten und somit doppelt so viel, doch was nun nach Gewinn aussieht täuscht. So habe ich in meiner Unterkunft gewogen, dass es 12 Griwnas benötigte, um die 5 Litras aufzuwiegen. Ich werde fortan ein Segel für mindestens 21 Griwnas anbieten, besser wären 30. Das wäre ein guter Preis.

11 Dhu'l-Hijja

⁸ heute: Dnjepr
⁹ neurussisches Wort für Honig: мед
¹⁰ heute: Novgorod
¹¹ alte und neue Währung der Rus und der Ukraine
¹² alte Währung von Baghdad
¹³ alte Währung von Byzanz

Unser Aufenthalt in Kioba hat sich nun schon über fast einen Monat herangezogen. Ich und meine Gefährten sind uns das Klima und die Kultur nicht gewohnt und je länger wir hier sind desto klarer wird dies uns. Ich denke wir werden nicht mehr allzu lange verweilen

13 Dhu'l-Hijja

Ich bedaure zu berichten, dass der gestrige Abend in der Gastwirtschaft völlig ausgeartet ist. Abdul, mein engster Gefährte aus Bagdhad, wurde aus völligem Unglück in eine Schlägerei verwickelt. Er erhielt einen Schlag auf den Kopf und verstarb noch am selben Abend. Ich bedaure sehr meinen treuen Freund verloren zu haben. Wir sind nur Händler die in diesen fremden Gebieten unser Glück versuchen wollen und ich bin geschockt von der unsittlichen Art und Weise wie die Menschen hier miteinander umgehen. Ohne Gott und ohne alleinigen König und mit barbarischen Gesetzen.

15 Dhu'l-Hijja

Mir wurde mitgeteilt, dass ich nach dem Recht der Rus Anspruch auf Rache hätt. Es stellt sich nämlich heraus, dass dem Unfall ein Zwist hervorging, bei welchem beide beteiligten nicht unschuldig waren. Die genauen Details weiss ich auch nicht genau, aber die Folge daraus ist, dass der Tod Abduls kein Unfall war. Da ich mit ihm nicht verwandt bin und auch nicht willig bin, ein solch barbarischer Akt wie die Blutrache zu vollziehen, werde ich die vierzig Griwna entgegennehmen. Davon kann ich einen Geleitzug bezahlen, um meine Reise zu vereinfachen. Ich werde also definitiv weiterziehen und hoffe, dass der weitere Weg mehr Glück für mich und meinen Übersetzer bereit hält.

20. Dhu'l-Hijja

Wir verlassen heute Kioba in Richtung Nemogardas versuche dort meine restlichen Waren zu verkaufen.

25 Dhu'l-Hijja

Es wird von Tag zu Tag kälter. Der Boden wird nass, er gleicht teils Flächen von Treibsand. Es stinkt. In diesen Sümpfen liegen Dutzende von toten Tieren. Die Leute aus meinem Zug haben jedoch immer noch ein Lachen auf dem Gesicht und versuchten mir wohl zu erklären, dass wir nicht lange in diesen Sümpfen reisen. Auch die Sonnenwenden werden von Tag zu Tag kürzer, als wolle Allah nicht, dass unsere Reise Erfolg hat. Der Zeitraum, indem wir reisen können, ist begrenzt, da wir nun viel früher schon Lagerstellen suchen müssen. Unsere erste Etappe in Richtung Nemogardas führt uns zuerst einem riesigen See entlang. In unserem Zug herrschte noch gute Stimmung, aber so wie ich es von meinem Übersetzer erfuhr, der mir inzwischen zu einem guten Freund wurde, würde die Stimmung kippen, sobald wir uns nicht mehr auf heimischem Gebiet befänden und der Winter Einzug hält.

9. Muharram

Wir durchqueren seit 3 Tagen einen dichten Wald. Die Bäume tragen tausende von grünen Nadeln. Den Grund für die grosse Menge an Kleidung, die ich gekauft habe, beginne ich nun zu verstehen. Es wird immer kälter, je weiter wir in den Norden reisen. Heute erfuhr ich, dass wir bis nach Gnezdovo¹⁴ reisen und dort eine Weile rasten, bis der Winter über das Land bricht und die Flüsse zufrieren lässt. Wie ich weiter erfuhr, ist sonst eine Weiterreise nach Nemogardas nicht möglich. Ich bin aber ganz zuversichtlich dass wir nicht zu lange rasten werden, da wir schon seit Wochen einen Fluss hochreisen. Seit ein paar Tagen schon beginnt das Ufer zu gefrieren und obwohl das

Wasser noch nicht gefroren ist, denke ich nicht, dass es noch lange geht, bis die Flüsse zu Fuss überquerbar sind. Zudem dauert das Suchen nach einer Furt meist Tage. Wir können von Glück sagen, dass bis zu unserem Halt in Gnezdovo uns kein Fluss mehr im Weg ist, da.

2. Safar

Wir Rasten in der kleinen Handelsstadt Gnezdovo an beiden Ufer des Flusses in einem Tal von Anhöhen Umgeben, bevor wir weiterreisen und unsere Vorräte auffüllen. Gnezdovo besteht aus drei kleineren zusammenhängenden Siedlungen, wovon zwei auf linker Seite des Danapris zu finden sind und eines auf der Rechten.

3. Safar

Wir verlassen Gnezdovo und brechen auf in Richtung Norden, entlang der Bergkette, welcher wir folgen und die Dwina überqueren, um dem Lowat bis nach Nemogardas zu folgen. Unsere Vorräte sind reich gefüllt.

13. Safar

Wir stehen kurz vor der Überquerung der Dwina und rasten hier abermals, bevor wir den Fluss überqueren. Einer unserer Träger hat sein Leben verloren. Er entfernte sich zu weit bei unserer Rast und wurde von einem wilden Tier getötet. Es muss gewaltige Kraft besitzen, so wie der vorgefundene Rest des Körpers bezeugt. Die Rus aus unserer Karawane heben ein Loch aus um ihn darin zu begraben, wie es ihre Sitte verlangt.

25. Safar

Wir reisen nun schon seit Tagen den Lowat entlang Richtung Nemogardas. In dieser Eiswüste scheint nichts mehr von Leben zu sein. Auch mit dem Zugerfrieren des Flusses scheint alles Tot zu sein. Alles ist so ruhig und auch die Zeit scheint still zu stehen. Meine Begleiter sind müde und erschöpft. Auch das Rasten ist unter diesen widrigen Bedingungen mehr eine Qual.

28. Safar

Wie ich von meinem Begleiter erfuhr, ist es nicht mehr weit bis Nemogardas. Inzwischen hat sich die Sonne wieder blicken lassen und lässt uns in einem ordentlichen Tempo weitermarschieren. Ich bin frohen Mutes, auch wenn ich vielfach gewarnt wurde, dass bald Wind und Kälte wieder aufziehen. Der Schnee fällt langsam vom Himmel und deckt die Bäume mit ihren Nadeln in ein dichtes Weiss. Weitere Tiere trifft man nur selten, was wohl verständlicherweise daran liegt, das es so kalt ist. Mein Begleiter hat mich jedoch schon vor gefährlichen Tieren gewarnt, die in diesen Wäldern leben. Es waren Geschichten über grosse, schwere, pelzige Ungeheuer mit Krallen. Da die anderen Leute aus unserem Zug darüber lachten, nahm ich diese Geschichten nicht so ernst, obwohl sie in mir ein gewisses Unbehagen weckten, wenn ich daran dachte, dass einer unserer Träger nun tot ist.

4. Rabi

Wir stehen 10 Monde vor Nemogardas und die Kälte ist schlimmer als 5 Monde in der Wüste ohne Wasser. Sie macht mich krank. Seit zwei Monden leide ich unter einer mir unbekanntem Krankheit, welche meine Zehen regelmässig blau färbt. Lech, von meinem Geleitzug, riet mir, meine Füße ans Feuer und stets trocken zu halten. Die nächsten Tage wurden nicht besser. Ein kalter Sturm zog auf, was unsere Weiterreise erschwerte.

12. Rabi

Wir stehen wenige Abende vor Nemogardas, in der Ferne sind bereits die Erdwälle und die Holzpalisaden zu sehen, die die Stadt nach Erzählungen meines Übersetzers, welche die Stadt umziehen.

14. Rabi

Wir stehen vor Nemogardas und werden nach dieser Rast dort eintreffen. Wir werden bei einem Vetter einer unserer Bootsführer, Ingor, Unterschlupf finden. Er gewährt uns für wenig Geld Obdach auf seinem Hof im Süden Nemogardas, an den Ufern des Ilmensees. Von dort aus werde ich versuchen meine restlichen Waren auf dem Markt zu vertreiben.

Literaturverzeichnis:

- Schreiner, Peter: Konstantinopel. Geschichte und Archäologie, Verlag C. H. Beck, München, 2007.
- Koder, Johannes (Hrsg.). Die Byzantiner und ihre Nachbarn. Die DE ADMINISTRANDO IMPERIO genannte Lehrschrift des Kaisers Konstantinos Porphyrogenetos für seinen Sohn Romanos, Verlag Fassbaender, Wien, 1995.
- Schreiner, Stefan. Jüdische Reisen im Mittelalter. Benjamin von Tudela, Petachja von Regensburg, Verlag Sammlung Dietrich, Leipzig, 1991.
- Ibn Fadlan, Ahmad. Ibn Fadlan's journey to Russia, Marcus Wiener Publishers, Princeton N.J., 2005.
- Müller, Rudolf (Hrsg.). Die Nestorchronik, Wilhelm Fink Verlag, München, 2001.
- Düwel, klaus; M Jankuhn, Herbert; Siems, Harald; Timpe, Dieter (Hrsg.). Untersuchung zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa, Vandenhoeck und Ruprecht, München, 1988.
- Göckenjan, Hansgerd; Zimonyi, Istvan. Orientalische Berichte über die Völker Osteuropas und Zentralasiens im Mittelalter. Die Gayhani-Tradition, Harassowitz Verlag, Wiesbaden, 2001.
- Müller-Wille. Novgorod, Das mittelalterliche Zentrum und sein Umland in Norden Russlands, Wachholtzverlag Neumünster

Leben in Kiev

Wenn die Nacht endet und der neue Tag anbricht, höre ich das Rauschen des Flusses Dnjepr an dem meine Familie und ich wohnen. Noch halb verschlafen ziehe ich meine Hosen an und freue mich, dass mich draussen ein milder Sommermorgen erwartet. Bevor ich mich auf den Markt begeben, werfe ich noch einen Blick auf unsere Lehmhütte, die meine Frau schon für das Ivan Kupala Fest mit allerlei Grünzeug verziert hat. Vor mich hin träumend sammle ich meine gegerbten Tierhäute und Felle ein und mache mich auf den Weg zum Markt oben im Stadtkern.

Von weitem sehe ich, wie sich die Stadtmauern erheben. Gleich dahinter liegen die aus Stein gebauten Häuser der wohlhabenden Bojaren.

Stark atmend bahne ich mir meinen Weg durch die schmalen, stark ansteigenden Gassen, die schon früh morgens sehr belebt sind. Wie praktisch wäre es doch, eines dieser Mongolentiere zu besitzen, das mir beim Tragen meiner Ware helfen würde.

Vom Fluss her kommen nicht nur die Leute, die wie ich mit Tierhäuten und Fellen zu tun haben, sondern auch die Töpfer mit ihren Körben und Karren voll Tongut.

Das erste, was ich erblicke, als ich durch das Stadttor getreten bin, sind die schäbigen Hütten der Dienstboten, welche um die vornehmen Häuser gebaut sind. Sobald ich diese passiert habe, muss ich aufpassen, dass aus den oberen Stockwerken der Steinhäuser der Bojaren kein Nachtopf über meinem Kopf ausgeleert wird.

Gemächlich folge ich dem Strom der Handwerker und Marktgänger die Hauptstrasse entlang Richtung Marktplatz. Dort suche ich mir im dichten Gewimmel eine freie Stelle, wo ich meine Ware anbieten kann. Gleichzeitig schaue ich mich nach möglichen Tauschobjekten um. Sofort fallen mir die edlen Waren der bulgarischen Händler ins Auge. Neben Wein und Südfrüchten bringen sie auch immer teure Textilien, Gewürze und byzantinische Münzen aus ihrem Land mit. Irgendwann einmal werde ich meiner lieben Olga ein schönes Schmuckstück aus einer solch kostbaren Münze anfertigen lassen, das sie dann mit einem Bändchen aus meinem eigenen Leder um den Hals tragen kann. Doch für etwas so Prächtiges werde noch viele Felle für meinen Lederhandel gerben müssen.

Zum Glück erlaubt es mir mein Körper noch immer, täglich viele Stunden zu arbeiten, um meinem Ruf als guter Gerber gerecht zu werden. Auch wenn mich viele Stadtleute wegen meines berufsbedingten Geruchs gerne meiden würden, genieße ich doch ein gewisses Ansehen in der Umgebung. Denn meine gegerbten Tierhäute sind ausgezeichnet zur Herstellung verschiedener alltäglicher Dinge wie Lederriemen oder festen Schuhen für die Bojaren. Dies liegt wohl vor allem daran, dass ich mir bei der Bearbeitung der frischen Tierhäute genügend Zeit lasse. Wenn ich eine gute Ladung vom Fleischer ergattert habe, werfe ich sie für gewöhnlich in eine von mir ausgehobene Grube nahe am Fluss und überlasse sie ihren natürlichen Verwesungsprozessen. Nach einer Weile kann ich die Häute auf einer selbstgezimmernten Abschabvorrichtung enthaaren und von letzten Fleischresten reinigen. Danach sind sie bereit, um für lange Zeit in einer Grube, gefüllt mit einer Lake aus Eichenrinde und verschiedenen anderen, geheimen Zutaten, eingelegt zu werden. Meist vergehen mehrere Sommer und Winter bis ich sie für geschmeidig genug halte, um aus ihrem Bad herausgeholt zu werden. Wenn es soweit ist, ziehe ich die Häute aus der Lake und wasche sie gründlich im Fluss. Dies geschieht natürlich alles an einem Stück Ufer, das von der Stadt ein gutes Stück entfernt ist. Das verdreckte Wasser kann weiterfließen, sodass die stinkende Brühe laufend fortgeschwemmt wird.

Nach dem Waschen hänge ich die gegerbten Häute an Holzgerüsten auf, damit sie gut abtropfen können. Zum vollständigen Trocknen hänge ich sie in meiner Werkstatt auf oder lege sie so oft wie möglich in die Sonne.

Sobald die Häute schön trocken sind, kann ich sie abschliessend bearbeiten. Das heisst, ich knete sie viele Male, um sie geschmeidig zu machen und glätte sie zuletzt wieder, damit das Leder schön aussieht. Ganz am Schluss schneide ich die Ränder zurecht und reibe manchmal auch noch etwas Fett darauf, sodass sie ansehnlich glänzen. Dann sind die Lederhäute bereit, um auf dem Markt verkauft zu werden. Dies ist für mich immer einer der Höhepunkte, wenn ich sehe, wie die Leute meine fertige Arbeit bewundern. Gerne überlege ich mir, was aus meinem Leder wohl gefertigt wird. Vielleicht bin ich ja sogar schon einmal einem Bojaren mit einem Paar Schuhe gefertigt aus meinem Leder begegnet...

Als ich so meinen Gedanken nachgehe, sehe ich plötzlich einen Bulgaren gemessenen Schrittes zu mir kommen. Er scheint Interesse an meinen Lederhäuten zu haben. Dieses Mal sind sie mir aber auch wirklich vorzüglich gelungen! Aus seinem Gesichtsausdruck und seinen Handbewegungen schliesse ich, dass er gerne mit mir Handel treiben würde. Doch was wird er mir wohl anbieten? Gerne hätte ich einmal die Gelegenheit, ein Schaf- oder Ziegenfell zu gerben, doch in dieser Gegend sind diese Tiere schwer zu finden. Daher hoffe ich immer auf die tierischen Tauschgüter der Bulgaren.

Heute wird es nichts mit Tieren für neue Felle, jedoch erhalte ich für mein Leder guten bulgarischen Wein und edle Südfrüchte, die meiner Olga und mir den heutigen Abend versüssen sollen. Vielleicht wird ja auch eines unserer Kinder mit seiner Familie den Weg zu uns finden und zusammen könnten wir das grosse Feuer anschauen gehen.

Nach getaner Arbeit auf dem Markt mache ich mich auf den Rückweg. Die Strassen sind nicht wie sonst mit Schmutz bedeckt, sondern wirken sauber und die Häuser sind reich verziert mit Grünzeug und Kränzen um den Sonnengott zu ehren. Ich freue mich über diesen Anblick und gehe beschwingten Schrittes Richtung Stadttor, das wie üblich schwer bewacht ist. Kaum habe ich das Tor passiert, steigt mir langsam wieder der gewohnte Geruch des Gerbergewerbes in die Nase.

Bevor ich nach Hause gehe, möchte ich zuerst noch an den Fluss herunter gehen, um mich für heute Abend zu waschen. Nachdem ich Hände, Füsse und mein Gesicht mit Wasser gereinigt habe, gehe ich durch das Labyrinth von verschiedenen Hütten aus Lehm und Holz zurück zu meinem eigenen Heim. Dort rieche ich, was Olga den ganzen Tag über feines hergestellt hat: zur Feier des Tages gibt es heute nicht nur einen deftigen Eintopf aus Rüben und Kohl, gespickt mit Zwiebeln und Knoblauch, sondern auch noch eine feine Buchweizengrütze mit süssem Honig, den ich selbst vor einiger Zeit im Wald geholt habe.

Unsere Mahlzeit nehmen wir im Freien vor dem Eingang unserer Hütte ein. Dabei fällt mir auf, dass ich vor der kommenden Kälte die Wände frisch mit Lehm verputzen muss. An einigen Stellen hat sich der Putz abgelöst und so kann das auf keinen Fall ein weiteres Jahr bleiben!

Das Essen meiner Olga ist sehr gut und mit ausgiebigem Schmatzen und Rülpsen zeige ich ihr mein Wohlgefallen. Plötzlich hören wir vertraute Stimmen: es ist unser jüngster Sohn mit seiner Frau, deren gewölbter Bauch darauf hindeutet, dass sie in guter Hoffnung ist. Sie setzen sich zu uns und trinken mit uns zusammen den bulgarischen Wein und essen von den süßen Früchten.

Wir Männer unterhalten uns noch ein wenig, während die Frauen sich ihre vorbereiteten Blumengürtel um die Hüften binden und Kränze auf den Kopf legen. Es ist eine wahre Pracht!

Als die Dunkelheit allmählich hereinbricht, machen wir uns auf den Weg zum Festplatz am Flussufer, wo Stroh puppen verbrannt werden und wir uns mit Wasser begiessen, um übers Feuer zu springen. Zudem ist auch ein grosses Feuer errichtet worden, in dessen Mitte hoch erhoben auf einem Pfahl ein Rad als Zeichen der Sonne hängt. Wenn es gut brennt, bringt es unserem Sonnengott viel Ehre.

Nachdem das Feuer grösstenteils heruntergebrannt ist, begeben Olga und ich uns zu unserem Heim zurück. Mein Sohn und seine Iwanka werden wohl noch bis zum Morgengrauen tanzen bis ihnen die Füsse wehtun. Sollen sie es nur geniessen, dass morgen die meisten Tätigkeiten in der Stadt eingestellt sind.

Doch ich muss schon frühmorgens wieder an die Arbeit. Bereits vor Morgengrauen möchte ich mit ein paar Nachbarsmännern auf die Jagd in den Wald gehen. Ich hoffe, dort viele schöne Zobel erlegen oder sogar ein paar Eichhörnchen fangen zu können. Denn deren Felle sind ein beliebtes Gut bei den in- und ausländischen Händlern. Auch Honig möchte ich wieder einen gut gefüllten Lederbeutel nach Hause bringen. Zuerst muss ich mich jetzt aber genügend ausruhen.

Vorsichtig steigen wir die paar Stufen in unsere tiefer als der Boden gelegene Hütte hinab. Mit wenigen kurzen Schritten sind wir bei unserer Schlafstätte, auf die wir uns erschöpft aber zufrieden niederlegen. Die Katze hat das Schlaflager bereits vorgewärmt und zufrieden strecke ich mich neben Olga aus. Ich bin mit mir und der Welt zufrieden.

Zeitbild - Der Missionar im Einsatz

Oleg ist ein Priester aus Sardica¹. Vor kurzer Zeit erhielt er vom Erzbischof den Auftrag, den Kiewer Fürsten zu unterstützen, die nördlichen Randgebiete des Kiewer Reichs zu missionieren. Dessen Herrscher Wladimir, der sich erst kürzlich taufen liess, erhofft sich von den bulgarischen Priestern Hilfe bei der Christianisierung der Landbevölkerung, weil die Bulgaren schon lange zuvor zum christlichen Glauben übergetreten sind. Bulgarische Priester eignen sich zudem, weil sie anders als byzantinische eine slawische Sprache sprechen, mithin das Verständnis erheblich erleichtert wird.

In Sardica finden sich einige Männer aus dem Gebiet der Missionierung, die den Priester begleiten und ihm den Weg weisen wollen. Diese Krieger im Dienste Konstantinopels wurden bereits in Byzanz zum christlichen Glauben bekehrt. Sie wollen nun, nachdem sie ein paar Jahre im Heer von Byzanz gedient hatten, in ihre Heimat zurückkehren. Nachdem man sich für den weiten Weg gerüstet hat, wird der Ritt angetreten. Zuerst wird zum Schwarzen Meer geritten, danach ein Schiff bestiegen, um darauf bis Kiew den Dnjepr hinaufzusegeln, allen sie entlang des Flusses erwartenden Gefahren zum Trotz. Nachdem sie Cherson passieren und sich dort noch einmal ein bisschen stärken, wollen sie die Fahrt nach Kiew auf sich nehmen. Sie wissen, dass sie sich vor den Petschenegen in Acht werden nehmen müssen, doch der göttliche Beistand lässt keine Furcht aufkommen. Dennoch geraten sie bei der grossen Stromschnelle in einen Hinterhalt der Petschenegen. Doch die bewährten Krieger wissen den Angriff mit Geschick und Gottes Hilfe abzuwehren. Wohlbehalten erreicht man Kiew.

In Kiew wird die Gesandtschaft feierlich vom Fürsten und dem Bischof empfangen. Der Bischof gibt ihnen seinen Segen mit auf den Weg und letzte Ratschläge für die Reise und die Bekehrung der Menschen in den Dörfern. Sie verweilen nicht lange in Kiew, und schon bald geht es weiter in den Norden des Reiches. Dabei wird der Priester von den Kriegern durch das unbekannte Land geführt und bei Bedarf verteidigt. Lange ist der Weg, bis sie nach Wochen ohne jeglichen Kontakt mit einheimischen Menschen endlich auf eine Siedlung stossen. Welche Freude bei den Kriegern, endlich wieder jemand anderen zu sehen als die Gefährten.

¹ heutiges Sofia

Der Missionar Oleg wendet sich an die Dorfältesten und verkündet seine Aufgabe, die Leute dem Glauben zuzuführen. Die Dorfältesten sind skeptisch. Als sie aber erzählen, wie Wladimir, der grösste aller Fürsten, sich bereitwillig zum Christentum bekannte und vom Bischof von Cherson taufen liess, wie der slawische Hauptgott Perun in den Dnjepr geworfen wurde und entgegen dem Flehen der anwesenden Menschen nicht wieder an Land kam, und wie die Masse gleich dem Volke Israel im Jordan durch Johannes ihrerseits im Dnjepr alle zusammen getauft wurden, beginnen sie, an ihrem alten Glauben zu zweifeln. Auch die bekehrten Krieger der Rus, die für Byzanz gestritten hatten, versuchen die Weisen umzustimmen. Nach langen Gesprächen zeigen sich die Ältesten einverstanden, tags darauf eine Taufe durchzuführen.

Am anderen Tage kommt der Weiseste des Dorfes, Swjatobruk, zu Oleg und bittet darum, getauft zu werden. Er berichtet, dass ihm im Traum Johannes der Täufer erschienen sei und dass er nunmehr von der Grösse Gottes überzeugt sei, Gott fürderhin treulich dienen und als Priester dem Dorfe vorstehen wolle. Oleg ist einverstanden. Die ganze Siedlungsgemeinschaft geht zum Dorfbach, wo Oleg dem Swjatobruk die Hand auf die Stirn legt und ihn mit dem zuvor gesegneten Wasser des Baches beträufelt. Swjatobruk sagt: „Jetzt erst habe ich den wahren Gott erkannt!“. Als die Dorfgemeinschaft dies sieht, lassen sich alle durch Oleg in gleicher Weise taufen. Nachdem dies geschieht, schenkt Oleg ihnen den christlichen Glauben. Er spricht: „Nicht mögen dich verführen irgendwelche von den Häretikern. Aber glaube du, indem du also sprichst.“ Und da sprachen sie alle zusammen: „Ich glaube an den einen Gott, den Vater, den Allerhalter, den Schöpfer des Himmels und der Erden.“. Oleg weiter: „Übernimm keine Lehre von den Lateinern, deren Lehre verderbt ist.“. Nun werden die alten Götzen feierlich zerstört, und keiner der Götzen noch der sie vormals Anbetenden wehrte sich dagegen.

Nach einer grossen Feier zu Ehren Gottes beschliesst man, schon bald an der Stelle, wo bis anhin die Götzen standen, mit dem Bau einer Kirche zu beginnen. Zudem erhält Swjatobruk von Oleg die Priesterweihe. Swjatobruk gelobt seinerseits, sich um die Bekehrung der Umgebung zu bemühen, die Leute in gleicher Weise zum christlichen Glauben zu führen. Oleg predigt vor der versammelten Dorfgemeinschaft das Evangelium und beginnt gleichentags damit, Swjatobruk mit dem Lesen der Heiligen Schrift vertraut zu machen, sodass auch dieser selbst das Evangelium predigen kann. Ausserdem lehrt er Swjatobruk die Liturgie und die Feiertage der byzantinischen Kirche. Swjatobruk zeigt sich als wissbegieriger Schüler. Oleg ist erfreut über den raschen Erfolg seiner Mühen.

Nach ein paar Monaten ziehen Oleg und seine Gefährten weiter, um in die Heimat der Krieger zu gelangen und das Christentum auch dort zu verkünden. Nach weiteren Wochen ohne menschliche Begegnung sind die Krieger sehr froh, zuhause angelangt zu sein, und auch Oleg freut sich, wieder in einer menschlichen Umgebung zu sein, denn die Reise war sehr beschwerlich. Unterwegs wurden sie von Bären angegriffen, doch stets war Gott mit ihnen, und die Felle geben hervorragende Pelze ab. Da man in dem Heimatdorf der Krieger angelangt ist, umarmen die Eltern die verloren geglaubten Söhne und man feiert ausgelassen bis spät in die Nacht.

Am anderen Tage, als alle ausgeschlafen sind, wendet sich Oleg in Begleitung seiner Gefährten wiederum an die Dorfältesten. Hier war freilich einiges einfacher, die Einheimischen vom wahren Glauben zu überzeugen. Der tapferste der Krieger ist Boheslaw, der Sohn des Dorfältesten Boris. Boheslaw erzählt voller Begeisterung von seinen Erlebnissen in Byzanz, von der prachtvollen Hagia Sophia, und wie Gott ihn sicher nach Hause geleitet hat. Boris ist angetan. Der lebendige Beweis für Gottes Allmacht steht vor ihm, und auch die anderen Dorfältesten sind fasziniert. Sie sind gewillt, den christlichen Glauben anzunehmen und den alten Götzen abzuschwören. Oleg tauft die Leute gleich, wie er es im letzten Dorf getan hat. Die Krieger unterstützen den Priester, weil sie selbst schon lange bekehrt sind. Auch hier predigt er und lehrt die Leute das Lesen.

Nachdem auch dieser Ort erfolgreich missioniert worden ist, kehrt Oleg mit einem Geleit nach Kiew zurück. Der Weg ist wiederum beschwerlich, denn es ist Frühling und das Schmelzwasser verwandelt die Landschaft in einen grossen Sumpf. Statt der Bären sind es nun die Mücken, die den Reisenden zusetzen. Übersät mit Mückenstichen treten sie in Kiew vor den Fürsten Wladimir; dieser freut sich über die einigermassen wohlbehaltene Rückkehr Olegs. Oleg berichtet von seinen Erfolgen, worüber sich der Fürst ausserordentlich freut und sogleich Meldung an den Patriarchen von Konstantinopel erstattet. Wladimir schlägt Oleg wegen seiner Verdienste für das Christentum als Abt in einem Kloster bei Kiew vor. Oleg nimmt diese Berufung an, obgleich er dadurch nicht mehr in seine Heimat, nach Sardica, zurückkehren kann. Im Kloster findet er Ruhe und verbringt ein glückliches Leben, ohne Bären oder Petschenegen.

Literatur:

Kosyk, Wolodymyr: Das Millennium des Christentums in der Ukraine (988-1988). In: Europäisches Jubiläumskomitee 1000 Jahre Christianisierung der Rus'-Ukraine (Hrsg.): Jahrbuch der Ukrainekunde 1986 der Arbeits- und Förderungsgemeinschaft der Ukrainischen Wissenschaften. London 1987.

Berend, Nora (Hrsg.): Christianization and the Rise of Christian Monarchy. Cambridge 2007.

Birkfellner, Gerhard (Hrsg.): Millennium Russiae Christianae, 988-1988 = Tausend Jahre christliches Russland 988-1988. Vorträge des Symposiums anlässlich der Tausendjahrfeier der Christianisierung Russlands in Münster vom 5. bis 9. Juli 1988. (Schriften des Komitees der Bundesrepublik Deutschland zur Förderung der slawischen Studien, Nr. 16). Köln 1993.

Font, Marta: Im Spannungsfeld der christlichen Grossmächte. Mittel- und Osteuropa im 10.-12. Jahrhundert. Herne 2008.

Tschizewskij, Dmitrij: Das heilige Russland. 10.-17. Jahrhundert. (Rowohlts deutsche Enzyklopädie, Nr. 84). Hamburg 1959.

Müller, Ludolf: Die Nestorchronik: die altrussische Chronik, zugeschrieben dem Mönch des Kiever Höhlenklosters Nestor, in der Redaktion des Abtes Sil'vestr aus dem Jahre 1116 rekonstruiert nach den Handschriften Lavrent'evskaja, Radzivilovskaja, Akademičeskaja, Troickaja, Ipat'evskaja und Chlebnikovskaja. München 2001.

Neun Stromschnellen

Flussschiffahrt von Novgorod nach Byzanz

Gunar packte die Querstange des Seitenruders fester. Sein blondes Haar flatterte im steifen, beinahe achterlichen Südwind, dessen Frische ihm selbst an diesem sonnigen Junitag das Gesicht rötete. Seine kräftigen nackten Arme mit ihren eintätowierten Bäumen und Figuren steuerten das wendige Schiff mit sicherem Griff den Fluss abwärts. Regelmässig bückte er sich, um unter dem grossen Leinensegel hindurch einen Blick auf die vorausfahrenden Schiffe der Flottille zu werfen. Zwar konnte er sich auf den im Bug Ausschau haltenden Borič ebenso verlassen wie auf seine restlichen sieben Schwurbrüder und Crewmitglieder, aber ein guter Anführer ging auf Nummer sicher.

Dies hatte ihm sein Vater Fudri bei jeder Gelegenheit eingeschärft, wenn dieser ihn auf die Polydia¹ mitgenommen hatte. Nun war er schon zum zweiten Mal als Anführer des eigenen Schiffes auf dem Austrvegr, der Handelsroute nach Zargrad, oder Konstantinopolis, wie es die Griechen nannten.

Bereits hatte Gunar das Gefühl, den Dnjepr gut zu kennen, doch richtete auch er, wie die zwölf anderen Schiffe, ihr Tempo nach demjenigen von Sven, der als reichster Kaufmann, Veteran dutzender solcher Handelsfahrten und Gesandter des Grossfürsten Igors² das Kommando seit ihrem Zusammentreffen bei Bitetzebi³, etwa einer halben Tagesreise stromabwärts des grossen Kiev, innehatte. Aus allen Fürstentümern der Rus' waren die Händlergemeinschaften zusammengekommen, von Kiev selber, von Miliniska⁴, Teliutza⁵, Tzernigoga⁶ und Busegrade⁷, Gunar selber sogar aus dem hohen Norden, von der alten Hauptstadt Novgorod, um ihre begehrten Pelze, Honig, Wachs und Sklaven in Zargrad gegen klingende Münzen zu verkaufen.

Gunar und seine Mannen hatten einen langen Weg hinter sich. Nachdem sie in der eisigen Kälte des Winters die Tribute von den Slaven eingezogen hatten, rüsteten sie den von jenen bereitgestellten Einbaum fertig aus: Den zehn Schritte langen ausgehöhlten Stamm

1 Die winterliche Tributrunde bei den slavischen und finnischen Bauern.

2 Igor, Sohn von Oleg, Ehemann von Olga und Vater Svjatoslavs, regierte in Kiev 912/3 bis 945/6.

3 Vytachiv.

4 Smolensk.

5 Ljubeč.

6 Černigov.

7 Vyšgorod.

erweiterten sie durch aufgesetzte Planken, sie montierten Ösen für die Ruder, setzten den Mast ein, zurrten die Pferdehaartaue fest, befestigten das Steuerruder an der Steuerbordseite und erledigten all die anderen erforderlichen Handgriffe. Einmal beladen und verproviantiert, folgte der lange Weg auf den eben erst tauenden Flüssen durch die endlosen Wälder der Rus', immer Obacht gebend, dass sie rechtzeitig nach Kiev gelangten. Denn nach Kiev folgten die Steppen, die Stromschnellen und, am schlimmsten, die verschlagenen und blutrünstigen Pečenegen⁸.

Drei Tage später, hörte Gunar wie Sven die das Zeichen gegeben hatte, dass die erste Stromschnelle nahe sei. Die Mannschaft raunte sich deren Namen zu: „Essupi!“⁹ Die Flotille legte flussaufwärts an, bauten die Masten aus und verstauten die Segel. Der Dnjepr verengte sich dort auf nur 200 Schritte und sein Wasser strömte mit lautem Getöse über die grossen Steine in der Mitte des Flusses. Die Rus' waren gezwungen auszusteigen und mit grosser Vorsicht jedes Schiff einzeln der inneren Flusskrümmung entlangzuführen. Die Einen entkleideten sich und geleiteten mit den Füßen nach Steinen tastend das Schiff, während die Anderen in diesem stehend mit Stangen zu steuern halfen. Das tosende Wasser machte die Verständigung beinahe unmöglich, die glitschigen Steine erforderten höchste Vorsicht, das eisige Wasser machte die Arbeit zur Qual. Endlich war die erste Stromschnelle unbehelligt überstanden. Die Erleichterung war den Mannschaften deutlich anzumerken. Sie gönnten sich eine kurze Rast und scharten sich um kleine Feuer zusammen, um ihre erstarrten Glieder aufzuwärmen. Morgen konnte es weiter flussabwärts gehen. „Gut haben wir das gemacht, Kameraden“, verkündete Gunar stolz.

Sven wies die Männer an, das Nachtlager zu bereiten. Nachdem sie die Sklaven gefesselt und angebunden hatten, wurde das Mahl gereicht. Gunar und seine Männer fielen mit Heisshunger über das Brot und das gedörrte Fleisch her, denn es war ein langer Tag gewesen. Nachdem die Wachen aufgestellt worden waren, legten sich die Männer hin und deckten sich mit Pelzen zu. Gunar schlief schnell ein. Er träumte von der grossen Stadt, Zargrad. Von der grossen Kette, die jegliche Schiffe daran hinderte, den Kanal zu

8 Nomadisches Turkvolk.

9 Slavisch: „Schlafe nicht!“

passieren, und von den mächtigen Mauern. Und natürlich von dem Reichtum und der Pracht, die schon seinen Vater zutiefst beeindruckt hatten. Er sah sich selber vor dem grossen Gotteshaus der Christen, in den Strassen und natürlich auf den Märkten, wo er seine Waren für gleissende Münzen loswurde. Vielleicht würde es ihm sogar gelingen, Verträge mit den Hoflieferanten abzuschliessen, und vielleicht, nur vielleicht, würde einer seiner Pelze die Gemächer der Kaiser schmücken. Man konnte von den betrügerischen Griechen halten, was man wollte, Geld und Luxus hatten sie jedoch im Überfluss. Die alten Zeiten, als man sie noch nach Lust und Laune ausplündern konnte, waren zwar vorbei, aber ein einfallsreicher Mann wie Gunar konnte durch den Handel immer noch guten Gewinn machen, und das mit deutlich kleinerem Risiko.

Am nächsten Morgen fühlte sich Gunar erfrischt und voller Tatendrang. Sie brachen das Nachtlager ab und verstauten alles im Schiff, dann ging die Reise weiter. Die Boote schossen den Fluss hinab und waren schon bald bei Ulborsi¹⁰, von den Slaven „Ostrov' nyi prah“¹¹ genannt. Gunar hiess die Männer aussteigen und sie überwandten diese wie schon die erste Stromschnelle.

Und weiter ging die Reise. Schwitzend und fluchend, aber guter Laune liess sich die Gesellschaft weitertreiben. Schon konnte man in der Ferne das Rauschen und Tosen von Gelandri¹² hören. Die Gischt schoss hoch hinauf und die Strömung wurde stärker. Aber mit vereinten Kräften gelang es, die Boote ans Ufer zu steuern. Im gleichen Verfahren passierten sie auch dieses Hindernis, doch diesmal ging nicht alles gut. Ein Sklave stürzte ins Wasser und durch die Ketten am Schwimmen gehindert versank er in den reissenden Fluten. Gunar hörte, wie der Besitzer die Schicksalsfrauen verfluchte, die seinen Faden so gewoben hatten, dass er nun weniger Profit machen konnte.

Die nächste Stromschnelle lag vor ihnen. Der gewaltige Dnjepr brach hier über zwölf steinerne Stufen herab und es war unmöglich, Aiforr¹³ oder Nejasyt¹⁴, wie sie von den Slaven genannt wurde, zu Schiff zu passieren.

Behände steuerte Gunar hinter Sven auf die Anlegestelle zu und musste achtgeben sie

10 Nordisch: „Insel-Wasserfall“.

11 Slavisch: „Schwelle der Insel“.

12 Nordisch: „Gellend, laut schallend, läutend“.

13 Nordisch: „Immer heftig, reissend“.

14 Slavisch: „Unersättlich“.

nicht zu verpassen, denn drohend fielen die Wassermassen weiter unten davon. Aber noch viel mehr beunruhigt war er wegen der Pečenegen. Denn gerade hier lauerten diese wilden Reiter immer wieder jenen auf, die das natürliche Hindernis umgehen mussten.

Gunars Mannen warfen ihre Ruder ans Ufer und sprangen von Bord. Er aber musste sein Steuerruder fixieren, denn es war mit einem Weidenwurzelstrunk in einer solchen Art fest mit dem Schiff verbunden, dass es trotzdem beweglich war. Sofort zogen sie die kleinen Schiffe aus dem Wasser und aus jeder Mannschaft war einer zum Wachdienst bestimmt worden. Seiner Verantwortung bewusst, umfasste Borič den Griff seiner Axt und besprach sich mit den anderen Wachen.

Die restlichen Mitglieder der Mannschaften begannen nun die Waren aus den Schiffen auszuladen. Auch die Sklaven mussten mit anpacken, zur Sicherheit blieben sie in Ketten. Denn an der Seite des Flusses führte ein Transportweg bis unterhalb der unbefahrbaren Stelle. In vier Werst¹⁵ umging er die anderthalb Werst lange Stromschnelle. Es war eine mühselige Arbeit die wertvollen Waren und die Schiffe, die an Land keineswegs mehr einen kleinen und behändigen Eindruck machten, bis zur unteren Anlegestelle zu schleppen. Borič und die anderen Wachen teilten sich auf und halb lief, halb kletterte er die Böschung hoch und auf einen Felsen zu seinem Aussichtspunkt. Um sein Hals hing ein grosses Horn, es war noch von seinem Vater und sollte die Anderen warnen, falls sich die Pečenegen doch noch zeigen sollten. Von seinem Ausblick aus sah er, wie sich die Mannen an den Schiffen abmühten, und für einmal war er nicht Unglücklich über seinen Wachdienst. Die Rus' waren nun schon mehrere Stunden mit der schweisstreibenden Arbeit beschäftigt und hatten alle Schiffe bis auf eines ans Ende des Transportweges getragen. Von da oben konnte er alles beobachten, aber seine Aufgabe war ja eine andere und er liess seine Augen wieder über den Horizont schweifen.

Plötzlich sah er eine Staubwolke, sie stieg hinter einer Erhebung auf und Borič hatte sie zuvor noch nicht bemerkt. Bei Perun¹⁶, waren dies die Pečenegen? Es gab keinen Zweifel, denn nun sah er, wie ein erster Reiter hinter dem Hügel auftauchte und es folgten ihm andere. Es waren nicht sehr viele, vielleicht ein Dutzend oder etwas weniger, aber er konnte es nicht genau erkennen, so schnell ritten sie.

Borič blies sein Horn, doch der Schall vermischte sich mit dem Getöse des verfluchten

15 1 Werst entspricht 1,5 Kilometern.

16 Hauptgott der Rus'.

Flusses, würde Gunar weiter unten seinen Ruf erhören? Jene, die noch mit dem letzten Schiff beschäftigt waren, hörten ihn jedenfalls, sie liessen ihre Sachen fallen und zogen ihre Schwerter und Äxte. Borič stürzte den Felsen hinunter, um ihnen zu Hilfe zu eilen, er stiess noch einmal kraftvoll in sein Horn und auch die anderen Wachen kamen herbeigeeilt. Die Pečenegen mussten gleich hier sein, schon hörte er das Stampfen der Hufe.

Ein Pfeil schoss an Borič vorbei und durchbohrte Vladimirs Brust, der zu seiner Rechten stand. Auf diese Distanz hatten sie keine Chance gegen die berittenen Bogenschützen. Borič duckte sich hinter einen Stein und als die Pečenegen über sie herfielen, stürzte er sich mit einem gewagten Sprung hervor. „Für Novgorod!“, brüllte er, seine Streitaxt fiel hernieder und hob dem überraschten Reiter den Arm ab. Dieser konnte sich nicht mehr auf seinem Ross halten und stürzte auf Vladimir, der am Boden lag. Blut des Wilden beschmutzte den Leichnam, erneut erhob Borič seine Axt und spaltet ihm den Schädel.

Er wandte sich von seinem toten Freund ab, doch in dem wilden Getümmel hatte er keinen Überblick und nur seinem Instinkt folgend hechtete er einem Säbelhieb aus dem Weg und am Boden liegend schlug er seine Axt ins Hinterbein des Reittiers. Das Pferd wieherte auf und knickte ein. Der grosse braunhäutige Reiter erhob sich über ihm, Borič sah ihm ins Gesicht, seine Augen waren fast schwarz und er trug keinen Bart, seine weissen Zähne fletschten ihn an, er hob seinen Säbel, doch dann erlosch sein Grinsen, im gleichen Moment rollte sein Kopf von seinen Schultern und die grosse Gestalt sackte in sich zusammen. Gunar war ihm zugekommen. Auf dem Kampfplatz änderte sich die Situation schlagartig, die Pečenegen waren nun deutlich in der Unterzahl und die Schwerter von Gunar und Sven blitzten in der hellen Nachmittagssonne. Sie hatten Boričs Horn gehört, kamen mit ihren Männern herbeigeeilt und konnten die Pečenegen von hinten umzingeln. Das war ihr grosses Glück, denn nur so konnten sie ihre Gegner zum Nahkampf zwingen.

Nur wenige der Pečenegen konnten fliehen, die meisten von ihnen waren verwundet. Neun hatten sie getötet, aber auch die Rus' hatten fünf Tote zu beklagen und mehrere bluteten schwer. Doch es blieb keine Zeit, den Sieg zu feiern, und die Verletzten konnten nur behelfsmässig versorgt werden, denn bestimmt war dieser Überfall nur eine Vorhut der Pečenegen und die, die fliehen konnten, würden schon bald mit Verstärkung

zurückkehren. Die Pečenegen liessen sie einfach liegen, ihre eigenen Toten aber luden sie in das letzte, nun nicht mehr bemannbare Schiff, und verbrannten ihre Gefährten mit diesem, wie es Brauch war.

Gunar war zum Glück unverwundet und noch immer pochte das Blut in seinen Adern, die tätowierten Bäume auf seinen Armen pulsierten. Die Schiffe wurden unterhalb der Stromschnelle wieder zu Wasser gebracht und beladen. Sie mussten schnell weiter, weg von diesem unseligen Ort.

Immer noch aufgepeitscht von den Kampfhandlungen, ruderte der Verbund hektisch weiter den Dnjepr abwärts. Still war es geworden auf dem Schiff von Gunar. Er beobachtete seine Männer, wie sie routiniert im Takt einen Ruderschlag nach dem anderen ausführten. Die Stille seiner Gefährten beunruhigte ihn, auch der sonst so gesellige Borič macht einen in sich versunkenen Eindruck. Gunar wusste, dass seine Männer darüber betrübt waren, die gefallenen Kameraden mit einem so hastigen Ritual den Göttern überlassen zu haben. Aber es war weder der richtige Ort noch Moment, um solche Gedanken die Oberhand gewinnen zu lassen. Sie mussten Land zwischen die verfluchten Pečenegen und sich bringen, um den Erfolg der Reise zu garantieren. Gunar stimmte mit seiner tiefen Stimme ein Lobeslied auf den Gott Volos¹⁷ an. Ein Lied, so dachte er, um die Moral seiner Männer zu stärken und die schicksalhaften Momente, zumindest für einige Zeit, aus ihren Köpfen zu verbannen. So ruderten sie singend dem Abendrot entgegen.

Zwei Tage später, nachdem die restlichen drei Stromschnellen überwunden waren, erreichten sie die Insel Khortitsa¹⁸. Die Insel war von beachtlicher Grösse. Gunar und Borič schätzen die Länge der Insel, vom nördlichen bis zum südlichen Punkt, auf über zehn Werts. Der Verbund legte auf östlichen Seite Khortitsas in einer kleinen Bucht an. Sven wies sie an, ein Lager vor der grossen Eiche aufzubauen und eine Wache zurückzulassen. Neben Gunnar witzelte Orekh in gedämpfter Stimme: „Bei Elias, der Alte hat Nerven, bei welcher grossen Eiche? Die ganze Insel ist überwuchert von Eichen!“ Gunar klopfte im lachend auf die Schulter und gab ihm aufklärend zur Antwort: „Auch du, mein christlicher Freund, wirst ehfürchtig vor der grossen Eiche von Khortitsa stehen, mit uns das

17 Slavischer Gott der Unterwelt.

18 Griechisch: „Hagios Gregorios“.

Überqueren der Stromschnellen feiern und den Göttern huldigen oder du darfst die Nacht bei den Schiffen verbringen und deinen Jesus preisen.“ In Aussicht auf das kommende Fest trottete Orekh mit Gunar zur grossen Eiche. Das Lager war in Windeseile aufgebaut und schon floss der Met¹⁹.

In einem grossen Halbkreis versammelten sich die Männer um den Stamm der majestätischen Eiche. Sven forderte seinen Genossen dazu auf, sich dankbar zu erweisen, dass sie die Stromschnellen verhältnismässig glücklich überstanden hatten und den Göttern nun Opfer darbringen konnten. Ehrfürchtig machten sie sich ans Werk. Orekh betrachtete etwas aus dem Abseits, wie seine tätowierten Brüder lebendige Hähne opferten und Pfeile, Brot und Fleischstücke rund um die Eiche anbrachten. Die Rus' liessen das Los entscheiden, ob die Hähne geschlachtet, verzehrt oder am leben gelassen werden sollten. Es herrschte ausgelassene Stimmung im Lager, nicht zuletzt dank des Mets. Die Flammen des Feuers loderten hoch und lautes Gelächter schallte in die Nacht, als Gunar sich erschöpft in sein Lager fallen liess. Er schloss die Augen und dachte an die kommenden Tage. Die Pečenegen brauchte er nicht mehr zu fürchten. Was ihn als Seemann noch viel mehr freute, war, dass sie die Masten wieder in ihre Einbäume einbauen und die Leinensegel hissen konnten. Mit dem beruhigenden Geräusch des im Wind knarrenden Masten im Ohr schlief Gunar ein.

Literaturverzeichnis

Belke, Klaus / Soustal, Peter: *Die Byzantiner und ihre Nachbarn*. Wien 1995.

Göckenjan, Hansgerd (Hg.): *Orientalische Berichte über die Völker Osteuropas und Zentralasiens im Mittelalter*. Wiesbaden 2001.

Havlikova, Lubomira: *Slavic Ships in 5th-12th Centuries Byzantine Historiography*. In: *Byzantinoslavica* 52 (1991), S. 89-104.

Sommerville, Angus A. / McDonald, R. Andrew: *The Viking Age. A Reader*. Toronto 2010.

Togan, A. Zeki Validi: *Ibn Fadlan's Reisebericht*. Leipzig 1939.

Trautmann, Reinhold (Hg.): *Die altrussische Nestorchronik*. Leipzig 1931.

Willemsen, Annemarieke: *Wikinger am Rhein. 800-1000*. Utrecht 2004.

¹⁹ Honigwein.

Zeitbild zum Leben in Novgorod

Schwer atmend erwachte Andrej in den frühen Morgenstunden eines Herbsttages im Jahre 6689 (1181). Wieder einmal plagten ihn Alpträume, in denen eine Feuersbrunst über seine Heimatstadt Novgorod hinwegfegte und die hölzernen Wohnhäuser, Kirchen und Marktstände zerstörte. Das Blöken und Quieken der Tiere im Stall und die Hilferufe seiner im brennenden Haus gefangenen Tochter hallten noch in seinen Ohren, als er langsam im dämmrigen Licht das Hütteninnere erkennen konnte. Die geträumten Schreie wichen dem leisen Gemurmel, das aus dem Hof zu ihm drang. Seine Tochter Maria und seine Ehefrau Merjam unterhielten sich leise, während sie wie jeden Morgen die Hühner, Schafe und Schweine fütterten. Erleichtert liess er sich auf sein Lager zurücksinken und schloss nochmals für kurze Zeit die Augen, bevor er sich von den wärmenden Fellen trennte, sich anzog und in seine Lederpantoffeln schlüpfte. Es war schon fast Winter. Andrej mochte diese Zeit trotz der Kälte, weil die Stadt ruhiger war als im Sommer. Viele der Männer waren ausgezogen, um zu kämpfen oder ihren Lohn für den Waffenschutz abzuholen, den das Handelszentrum Novgorod den umliegenden Gebieten gewährte. Er schritt über die Holzdielen, um seine kalten Hände an dem von seiner Frau bereits mit neuen Holzklötzen geheizten Ofen aus Lehm zu wärmen und schnupperte den Duft der Kaša, der Morgengrütze, die in einem Topf blubberte. Merjam trat in die Küche und verteilte die Grütze in drei Holzschalen, aus denen sie bedächtig mit geschnitzten Holzlöffeln assen. Das war einer der weiteren Vorteile des Winters: Man konnte eine Weile von den Vorräten der hauptsächlich im Süden der Stadt gelegenen Bauernhöfe zehren, die verschiedene Getreidesorten anbauten, vor allem Roggen, Weizen, Hirse und Gerste. Für den gesamten Winter reichten diese jedoch nicht aus, aber durch Jagd und Fischerei konnte Hunger vermieden werden. In diesem Winter galt es, eine Person weniger zu versorgen, was die Nahrungsmittelknappheit minderte, denn der Sohn Jaro hatte die Familie verlassen.

Im letzten Winter wurde Jaro einberufen, um mit einigen Männern entlang des Ilmensees Tribut einzutreiben. Die Gruppe kam jedoch ohne ihn zurück. Einer der Männer hatte eine Birkenrinde dabei, auf der der Sohn seinen Eltern mitteilte, dass er nach Kiev weitergereist sei. Ihn hatten die Geschichten von der grossen und schönen Stadt im Süden immer schon fasziniert. Er glaubte, dass er dort zurechtkommen würde, denn er hatte seinen Vater einige Jahre bei der Arbeit als Zimmermann begleitet und dabei das Handwerk erlernt. Auch Andrej lernte bei seinem Vater und auch sein Grossvater war schon Zimmermann gewesen. Sein Grossvater starb vor 23 Jahren - wie viele andere Novgoroder - an einer Seuche. Andrej erinnerte sich oft mit Wehmut an ihn, denn dieser beherrschte nicht nur die Zimmerei sondern

auch die Kunst des Geschichtenerzählens. So wurde manch langer und kalter Winterabend zur Abenteuerreise in die Zeit, als die Rus' zum ersten Mal in die Gegend von Novgorod kamen. Auch der Wegzug seines Sohnes war für Andrej nicht leicht, denn die körperliche Arbeit hatte ihm über die Jahre sehr zugesetzt. Trotz alledem war er überzeugt davon, dass Jaro seinen Weg gehen würde, schliesslich hatte er ja bei ihm gelernt und Talent zur Genüge.

Nach dem Frühstück zog Andrej seine Stiefel, einen warmen Überwurf und eine Mütze an, packte sein Werkzeug und ein halbes Fladenbrot vom Vortag ein und machte sich auf den Weg. Er lebte im Stadtteil der Zimmerleute, dem Plotnickij-Fünftel. Dieser Stadtteil hatte seinen Namen vom Wort „Plot“, was Floss bedeutete und daher kam, dass die Zimmerleute die für ihre Arbeit benötigten Baumstämme selbst aus dem Umland der Stadt auf dem Wasserweg bis zum Holzhafen brachten. Andrejs Ziel war die Dobrynja-Strasse, die im Ljudin-Fünftel auf der Sophienseite der Stadt lag. Dort wurde gerade an der neuen Holzkirche des heiligen Jakov gebaut. Auf der Brücke machte Andrej eine kleine Pause und versuchte, flussabwärts blickend, die Baustelle zu erspähen. Sie lag jedoch hinter der Burg und die Arbeiten waren noch nicht so weit fortgeschritten, dass die entstehende Kirche den rund sechs Meter hohen Befestigungswall der Burg überragt hätte. In Gedanken versunken, betrachtete er von der Brücke aus die vielen Veränderungen der Stadt, welche sich in den letzten Jahren zugetragen hatten. Die Stadt war um einiges grösser geworden, und sie zählte mehr Menschen als in Andrejs Kindheit. Er war überrascht, wie sich sein Novgorod entwickelt hatte. Gerade als er seinen Weg über die Brücke zur Sophienseite hin fortsetzen wollte, fuhr eines der Boote, das Andrej noch vor wenigen Wochen repariert hatte, flussabwärts unter der Brücke hindurch, und der Steuermann rief ihm einen Gruss zu. Es war Jurij, ein Bauer, der im Süden am Ilmensee Felder bewirtschaftete. Schon bald, wenn der Fluss gefroren war, würde er sein Boot gegen einen Ochenschlitten eintauschen und so auch im Winter einige Vorräte in die Stadt bringen. Andrej und Jurij wechselten einige Worte, dann setzte Andrej seinen Weg zur Baustelle fort.

Bei der Holzkirche des heiligen Jakov angekommen, begrüßte er die bereits anwesenden Zimmermannsleute und begann seine Arbeit. Es gab viel zu tun für die Zimmermänner von Novgorod, denn nebst dieser Kirche wurden im selben Jahr noch an vier weiteren Holzkirchen gebaut, nachdem im Juli die Varägerkirche im Marktviertel, die Kirchen des Iskov, des heiligen Michaels und jene der heiligen Väter sowie viele Häuser entlang des Wolchow-Ufers niedergebrannt waren. Andrejs Haus wurde vom Feuer verschont, dennoch

begleitete ihn eine ständige Angst davor, denn die Feuersbrünste waren zu jener Zeit häufig und unberechenbar. Und dies obwohl die Stadt vom Fluss geteilt und der Boden morastig war. Wegen des rauen Klimas brannten in vielen Häusern fast ständig Feuer, die unbeaufsichtigt schnell ausser Kontrolle geraten und auf die umliegenden Holzbauten übergreifen konnten. Zudem konnte auch der Einschlag eines Blitzes eine Feuersbrunst verursachen. Wurde ein Haus vom Feuer erfasst, war das Unheil kaum aufzuhalten, denn sowohl die Häuser und Zäune als auch die Strassen waren in Novgorod aus Holz gebaut. Zwar erleichterten die mit Holz befestigten Strassen das Vorankommen in der Stadt, aber im Falle eines Feuers erwiesen sie sich als Nachteil. Unter den zahlreichen Holzbauten bildete die Kathedrale der heiligen Sophia eine der wenigen Ausnahmen. Das grosse Bauwerk wurde aus Steinen errichtet und ersetzte eine abgebrannte hölzerne Kathedrale. Zu den Aufbauarbeiten der durch das Feuer beschädigten Gebäude kamen im Herbst und Winter immer noch viele andere Aufgaben auf die Zimmerleute zu, denn die Hütten, Häuser und Ställe, Schlitten und Boote mussten instand gesetzt werden. Dazu gab es immer wieder Reparaturen an der einzigen Brücke der Stadt zu tätigen, die in Andrejs Kindheit unter anderen von seinem Grossvater gebaut worden war. Die meisten dieser Arbeiten mussten abgeschlossen sein, bevor der Winter vollends über die Stadt hereinbrach. Im Sommer wurde mehr Wert auf das Beschaffen von Vorräten gelegt, weshalb manche Aufgaben bis zum Herbst warten mussten.

Plötzlich stürmte ein aufgeregter Junge die Strasse entlang und rief: „Sie sind zurück, sie sind zurück!“ Er meinte damit die Männer, die mit Svjatoslav, dem Enkel Olegs, nach Drjutesk gezogen waren, um diese Stadt zu belagern. Wieso waren sie schon zurück? Waren sie besiegt worden? Oder hatten sie aus anderen Gründen von Drjutesk abziehen müssen? Es kam öfters vor, dass der Fürst seine Position behaupten musste, indem er für die Stadtbevölkerung präsent und politisch aktiv war. Scheiterte er damit, geschah es auch, dass der Fürst sich dem Druck der Veče, der Volksversammlung, beugen musste. Der Fürst wohnte ausserhalb der Stadt und sein Einfluss war zu jener Zeit geringer als derjenige des Posadniks, des Statthalters. Oder war der Fürst zurückgekehrt, um einer politischen Gesandtschaft zuvorzukommen und sie standesgemäss begrüßen zu können? Vielleicht eine Gesandtschaft aus Byzanz? Doch Wasilij, einer der Zimmerleute, hatte einen anderen Verdacht, wieso Svjatoslav bereits jetzt zurückgekehrt war: Er hatte von seinem Schwager, einem der Händler gehört, dass Vertreter des Hansebundes unterwegs nach Novgorod wären. Man sollte sich mit der Hanse gut stellen, um die wirtschaftliche Position von Novgorod zu sichern. Das sahen auch die Zimmerleute ein. Gute Handelsbeziehungen sorgten dafür, dass man weniger auf die

unsichere Ernte angewiesen war. Als Stadtbewohner musste man viele Güter auf dem Markt kaufen und Andrej konnte sich gut daran erinnern, dass zahlreiche der auf dem Marktplatz erhältlichen Produkte heute teurer waren, als noch zu seiner Jugendzeit. Um nicht zu hungern, mussten deshalb einige der ärmeren Bewohner die Stadt verlassen. Als Kind liebte es Andrej, der auf der Handelsseite aufgewachsen war, auf dem flussnahen Marktplatz zwischen den Ständen zu spielen und den Händlern beim Be- und Entladen der Schiffe zuzusehen.

Andrej konnte den Gesprächen der vorbeilaufenden Menschen von der Baustelle aus gut folgen. So erfuhr er, dass die Mission tatsächlich erfolgreich verlaufen sei. Die Männer aus Novgorod waren nach Drjutesk gezogen, da es im letzten Winter Schwierigkeiten bei der Tributeintreibung gegeben hatte. Sie hatten die Drjutesker so lange bekämpft, bis diese kapitulierten. Anschliessend steckten sie die Stadt in Brand. Die vorbeischreitenden Menschen sprachen davon, dass die Belagerung der Stadt sehr beschwerlich und blutig gewesen sei. Trotz allem konnten die Novgoroder wohl aus der Angelegenheit Profit schlagen. Ab und an liefen einige Krieger an der Holzkirche vorbei. Andrej starrte die vorüberziehenden Männer immer wieder an und sah in ihre ausgemergelten und geschundenen Gesichter. Er war froh, dass er bereits ein alter Zimmermann war und nicht auf solche Kriegszüge mitgehen musste. Die Belagerer brachten Felle, Glasperlen, Gold und weitere Dinge aus Drjutesk mit, wie man von verschiedenen Passanten vernehmen konnte.

Mittlerweile war es Mittag geworden. Andrej holte sein eingepacktes Fladenbrot aus der Tasche und ass dieses zusammen mit den anderen Zimmermännern auf der Baustelle der Holzkirche. Nach der Pause machte sich Andrej wieder an die Arbeit, denn es gab noch viel zu erledigen. Plötzlich legte ihm jemand von hinten die Hand auf die Schulter. Andrej drehte sich um und konnte seinen Augen kaum trauen. Sein Sohn stand vor ihm und begrüßte ihn herzlich. Andrej war sprachlos vor Glück, was unter dem Wortschwall seines Sohn völlig unterging: Er erklärte, er habe von Merjam erfahren, dass sein Vater hier arbeiten würde und erzählte ihm, dass Kiev nicht so grossartig sei, wie alle in Novgorod glaubten. Den dortigen Herausforderungen sei er nicht gewachsen gewesen und zudem habe er an Heimweh gelitten, weshalb er sich für eine Rückkehr entschieden hätte. Andrej und sein Sohn verrichteten die Arbeit für den heutigen Tag gemeinsam Seite an Seite und tauschten ihre Erlebnisse der vergangenen Monate aus. Am Abend gingen sie gemeinsam nach Hause, wo Merjam und Maria bereits das Abendessen zubereitet hatten. Die Familie genoss das zur Feier des Tages geschlachtete Schwein und der Sohn erzählte bis in die späte Nacht hinein Geschichten aus

dem fernen Kiev.

Literaturangaben

Primärtexte:

Die erste Novgoroder Chronik: nach ihrer ältesten Redaktion (Synodalhandschrift): 1016 -1333/1352: Edition des altrussischen Textes und Faksimile der Handschrift im Nachdruck.

Sekundärliteratur:

Chorosev, Aleksander S: Haus und Hof. Die Grundstücke im mittelalterlichen Novgorod. In: Novgorod. Das mittelalterliche Zentrum und sein Umland im Norden Russlands. Neumünster 2001. S. 149-166.

Donnert, Erich: Das Kiewer Russland. Kultur und Geistesleben vom 9. bis zum beginnenden 13. Jahrhundert. Leipzig 1983.

Goehrke, Carsten: Bemerkungen zur altrussischen Stadt der frühen Teilfürstenzeit (Mitte des 11. Bis Mitte des 12. Jahrhunderts). In: Beiträge zum hochmittelalterlichen Städtewesen. Hg.: Bernhard Diestelkamp. Köln et al. 1992.

Haumann, Heiko: Geschichte Russlands. Zürich 2003.

Heller, Klaus: Die Normannen in Osteuropa. Berlin 1993.

Maltby, Mark und **Hamilton-Dyer**, Sheila: Auch Fleisch und Fisch standen auf dem Speiseplan. Studien an Tierknochen aus Novgorod und seinem Umland. In: Novgorod. Das mittelalterliche Zentrum und sein Umland im Norden Russlands. Neumünster 2001. S. 369-380.

Mühle, Eduard: Die städtischen Handelszentren der nordwestlichen Rus. Anfänge bis frühe Entwicklung altrussischer Städte (bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts). Stuttgart 1991.

Müller-Wille, Michael et al. (Hgg.): Novgorod: das mittelalterliche Zentrum und sein Umfeld im Norden Russlands. Neumünster 2001.

Rybina, Elena A.: Die Funde als Spiegel des Lebens. Alltag im mittelalterlichen Novgorod. In: Novgorod. Das mittelalterliche Zentrum und sein Umland im Norden Russlands. Neumünster 2001. S. 197-224.

Schramm, Gottfried: Altrusslands Anfang. Historische Schlüsse aus Namen, Wörtern und Texten zum 9. und 10. Jahrhundert. Freiburg i. Br. 2002.

Stöckl, Günter; **Alexander**, Manfred: Russische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 7. vollständig überarbeitete und ergänzte Auflage. Stuttgart 2009.

Lexika:

Altrussisches Kulturlexikon. Hg.v. Erich Donnert, Stuttgart 2009.

DIE PILGERREISE DES NIKOLA

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und in der quälenden Hitze des späten Nachmittags kamen in mir meine schon so vertrauten Zweifel auf. Meine Füße schmerzten in den abgelaufenen Lederschuhen, unser Proviant ging zu Ende, meine Kürbisflasche war schon lange leer und die Erschöpfung wurde beinahe unerträglich. Was tat ich da? Wofür hatte ich meine Familie, meine Frau und meine Kinder zurückgelassen, mein vertrautes Umfeld gegen eine Reise ins Ungewisse eingetauscht? Warum war ich den Pilgern in Kiew gefolgt, wo ich doch eigentlich nur ein paar Felle eintauschen und sogleich nach Hause hatte zurückkehren wollen? Damals war mir die Begegnung mit diesen gütigen Menschen als Wunder, als Zeichen Gottes erschienen, als die Erfüllung meines innigsten und einzigen Wunsches. Unzählige Jahre hatte ich dafür gespart, mir und meiner Familie ein schrecklich karges Leben beschert, nur um eines Tages ins Heilige Land reisen zu können. Doch in all der Eile hatte ich nicht einmal die Zeit gefunden, mich richtig von meiner Familie und von all den Menschen zu verabschieden, die mir lieb waren. Seit dem Tag unserer Abreise bereute ich diesen hastigen Aufbruch, sah die unendlich traurigen Augen meiner Frau und die Tränen meiner Kinder, die noch zu klein gewesen waren um zu verstehen.

Hatte ich mich nicht doch zu voreilig in ein Abenteuer gestürzt, dessen Ausgang noch immer so ungewiss war? Schon unzählige Male hatte ich mir überlegt, einfach umzudrehen, den Rückweg allein anzutreten oder mich einer anderen Gruppe von Pilgern anzuschliessen. Warum nicht einfach zurückkehren in die Geborgenheit der Heimat, den Frieden des Alltags?

Doch sogleich rief ich mich zur Vernunft. Diese Reise, so beschwerlich sie auch sein mochte, verfolgte ein weit grösseres Ziel. Sie führte mich nicht bloss in ein fremdes Land, nicht bloss in die heilige Stadt, sie führte mich und meine Gefährten auf den Pfad der Erleuchtung, weg von der irdischen Sünde, weg von den ewigen Flammen der Hölle, der Verdammnis, auf direktem Wege zu Jesus Christus. Gottes Gnade würde unser Lohn sein, der ewige Frieden unserer Seelen in seinem Reich im Austausch gegen die Qualen irdischen Lebens.

Wir hatten schon Byzanz hinter uns gelassen, weit konnte es nicht mehr sein bis nach Jerusalem. Gott würde uns führen und uns vor jedem Unheil bewahren, solange wir nur fest im Glauben stünden. Wie hatten meine Gefährten schon in Kiew gesagt? „Lasset uns wandeln auf den Spuren unseres Herrn, lasset uns erlangen die Gnade Gottes, wie dies schon unsere

Fürstin Òlga und unser Fürst Wladímir taten. Lasset uns unserem Leben einen Sinn verleihen und es ganz und gar unserem Herrn widmen.“

Der Gedanke an diese Worte erfüllte mich mit neuem Mut. Nicht umsonst hatte ich mich entschlossen, das Gelübde der Pilger abzulegen, mich mit meinem Wort dazu zu verpflichten, Jerusalem trotz allen Hindernissen und Mühseligkeiten zu erreichen. Nicht umsonst hatte ich den Segen des Priesters empfangen, und gleichsam sein Vertrauen. Nie würde ich Gott und meine Liebsten enttäuschen können. Ich rappelte mich auf, sprach ein kurzes Dankgebet und schritt entschlossenen Schrittes weiter, und das Ziel, Jerusalem, glänzte in meiner Vorstellung heller und prächtiger auf denn je.

Nach einem anstrengenden Tagesmarsch, es war heiss an diesem Tag und die Sonne schien unerbittlich auf uns nieder, kamen wir am Abend in einer Herberge an. Ich freute mich und hob meinen Pilgerstab vor Freude in die Luft, denn wir hatten schon lange nicht mehr in einer Herberge übernachtet, wanderten wir doch die letzten vier Nächte auch in der Nacht und rasteten am Tag für einige Stunden. Wir klopfen an die Pforte und unser Priester begrüßte den Pfortner mit den Worten „pauperes“, welcher uns dann schliesslich Einlass gewährte und uns ebenfalls mit dem Gruss „pauperes“ begrüßte. Unser Priester überreichte dem Pfortner unser Wildledersäckchen, in welchem sich unser Obolus für die Übernachtung und die Verpflegung befand, welches dieser dankend annahm und uns auf eine Seite des Innenhofes schickte.

Auf dem Innenhof hatten sich schon einige Pilgergruppen, wie wir es waren, versammelt. Diejenigen, die vornehmer als wir gekleidet waren, standen abgesondert von der grossen Pilgerschar und wurden dann auch schon von einem Frater mit dem Segensspruch begrüßt. Diese Pilgergruppe bestand aus hohen Mönchen, Priestern und Klerikern, was an ihren Gewändern zu erkennen war. Diese Einteilung der Pilgerreisenden kannten wir bereits aus anderen Herbergen, in welchen wir auf unserer Reise Rast gemacht hatten. Man teilte die grosse Pilgerschar in zwei Gruppen, den reichen und mächtigen Pilgern, die meist an die drei Tage in einer Herberge blieben und sich dort von der strapaziösen Reise erholten. Die zweite, weitaus grössere Gruppe, in welcher auch wir eingeteilt wurden, bestand aus den anderen, den armen Pilgern, die schon am nächsten Tag einer neuen Gruppe von Pilgern wieder Platz machen würden. Ich verstand diese Einteilung nie, denn ich hielt mich mit meinen grossen Ersparnissen, mit welchen ich meiner Familie und mir heilige Reliquien in Jerusalem kaufen wollte und auch einen beachtlichen Teil zu spenden im Sinne hatte, für einen durchaus

wohlhabenden Mann. Das waren eigentlich alle, die sich auf dem Weg nach Jerusalem befanden.

Die Mönche, Priester und Kleriker durften nun eine Fusswaschung geniessen und ich beneidete sie darum, schmerzten mir doch meine Füsse heute besonders. Wir wurden zu unseren Schlafplätzen geführt. Der Schlafraum war gross und bot vielen Pilgern eine Übernachtungsgelegenheit. Die Betten waren einfach, aber heute freute ich mich besonders auf ein Bett. Wir legten unsere kleinen Habseligkeiten nieder,- das Geld versteht sich, behielten wir immer bei uns, eng an unseren Körper gepackt und unter unseren Kleider versteckt.

Danach versammelte sich unsere Pilgergemeinschaft um unseren Priester, der ins Gebet einstimmte. Wir dankten Gott dafür, den Tag und die Reise gut überstanden zu haben, gedachten unseren Familien zu Hause, baten für sie um Vergebung und beteten dafür, dass auch der nächste Pilgertag wie der heutige Tag sein würde. Nun begaben wir uns in den grossen und kargen Speisesaal, um ein wohlverdientes Essen zu uns zu nehmen. Wir durften uns mit Brot, Wasser und Datteln bedienen. Bevor wir mit dem Essen begannen, dankten wir Gott im Gebet für dieses Mahl. Es war ein einfaches Gericht, doch ich sehnte mich nach dem Fisch von zuhause, den ich jetzt bestimmt mit meiner Familie über dem Feuer braten würde. Aber der Hunger siegte und das Essen schmeckte mir trotz meiner Sehnsucht.

Neben mir sass eine Gruppe von Fremden. Ich hatte sie noch nie gesehen auf unserer Reise, trifft man doch so manche Pilgergemeinschaft immer wieder an. Aber diese Gruppe war uns allen fremd. Einer von ihnen sah mich immer und immer wieder an. Wir kamen miteinander ins Gespräch. Er fragte mich, woher ich sei und wohin mich mein Weg führe. Ich antwortete, dass ich aus der Umgebung von Kiew sei und mich mit meiner Pilgergemeinschaft auf dem Weg nach Jerusalem befände. Der Fremde erzählte mir unter seiner Kapuze hervor, dass seine Pilgergemeinschaft und er bereits Jerusalem besucht hätten und sie nun auf dem Rückweg in ihre Heimat wären. Diese Kapuze, die auch alle seine Begleiter tief ins Gesicht gezogen trugen, machte mich nervös, da ich sein Gesicht nicht erkennen konnte. Ich dachte mir, dass solche Kapuzen nicht üblich sind für Pilgerreisende. - Oder gehörte er gar einem mir noch unbekanntem Orden an? -Aber als ich plötzlich im Kerzenschein eine grässliche Narbe, die quer über sein Gesicht verlief, entdeckte, war für mich klar, dass er sich wohl wegen dieser alten Verletzung schämte und deswegen die Kapuze so tief ins Gesicht zog. Er erzählte mir, dass er wunderbare Reliquien in der Heiligen Stadt gekauft habe und auch mit dem Spenden nicht gegeizt habe. Eine Wallfahrt sei zwar mit

vielen Kosten verbunden, die er aber gerne für das Wohl seiner Familie und sein eigenes eingehe. Hoch erfreut darüber, dass sich der Fremde genau dieselben Gedanken machte wie ich, erzählte ich ihm, dass ich ebenfalls in Jerusalem Reliquien kaufen wolle und auch noch zu spenden gedenke. Ich erzählte ihm auch, dass ich lange für meine Pilgerreise gespart hätte und nun stolz sei auf die beträchtliche Summe Geld, die ich in meinem Wildlederbeutel unter meinem Umhang aufbewahre. Dieser Wildlederbeutel hat mir meine Frau aus dem Leder eines Rehs genäht, welches ich in unserem Wald erlegt hatte. Das Gespräch erfreute mich sehr, denn ich schien eine Art Seelenverwandten gefunden zu haben, der aus denselben Gründen wie ich auf Wallfahrt ging. Er erzählte mir auch viel über die Schönheit der Heiligen Stadt und ich konnte es kaum erwarten, diese Pracht, Herrlichkeit und Göttlichkeit selbst zu sehen und zu spüren.

Der Fremde fragte mich, welchen Weg wir denn morgen einschlagen würden und ich antwortete ihm, dass wir den Weg über eine karge Steppenlandschaft gehen würden, da der Weg über die Berglandschaft ja zu gefährlich sei, weil dort gefährliche Hirtennomaden, die schon so manchen Pilger ausgeraubt, ja gar ermordet hatten, lauern würden. Der Fremde versicherte mir, dass sie ebenfalls auf dem Hin- und Rückweg die Steppenlandschaft durchquert und keine Zwischenfälle mit räuberischen Nomaden erlebt hätten. Das Gespräch mit dem Fremden beruhigte mich und ich freute mich von nun an noch mehr, endlich Jerusalem zu sehen.

Nur schlecht konnte ich mich von dem Fremden losreißen und mich zum obligaten Gebet vor der Nachtruhe begeben. Gerne hätte ich noch länger mit dem Fremden gesprochen, aber meine Pilgerpflichten warteten auf mich. Ich verabschiedete mich von dem Fremden und wir wünschten uns gegenseitig alles Gute für unsere bevorstehenden Wanderungen.

Ich erwachte als es schon hell war. Wie gut ich geschlafen hatte auf dieser vergleichsweisen weichen Unterlage. Welch unruhige Nächte wir doch schon erlebt hatten auf unserer Reise. Jenes eine Mal, als wir uns verirrt hatten und uns leider mit einem Felsvorsprung begnügen mussten. Was für immense Ängste mich in jener Nacht wach gehalten hatten, trotz meiner enormen Müdigkeit. In jenem Moment suchte ich Hoffnung in den Versen des Mönches Gildas „des Weisen“. Unser Priester hatte von diesem aussergewöhnlichen englischen Pilger berichtet und uns sein Gedicht gelehrt. In jener Nacht hatte ich für mich immer und immer wieder dieselben Zeilen daraus wiederholt: „Möge Christus, mein Führer bezwingen die erbarmungslosen todbringenden Tiere der Erde und des Wassers, bezwingen ewiglich den

Ausbruch der Donner, bezwingen auch das Gift der Schlangen, bezwingen die üblen Listen aller Giftmischer dieser Welt. Möge ich geschützt sein vor Feinden und Räubern, vor allen Piraten und Freibeutern dieser Welt.“

Doch nicht heute. Ich spürte wie der tiefe Schlaf mir noch einmal Kraft geschenkt hatte. Heute sollte ein guter Tag werden, wir waren dem Ziel bereits nahe.

Nach dem Frühstück machten wir uns auf. Wieder fielen wir in diesen gleichmässigen Trott, der uns schon seit Wochen begleitete. Er verleitete uns dazu, unseren eigenen Gedanken und Erinnerungen nachzugehen. Ich dachte an meinen Nachbarn zuhause. Was für ein gutmütiger Mensch er doch war. Die festen Schuhe, die er mir vor unserer Abreise noch gegeben hatte, waren der reinste Segen. Sie waren nicht mehr die Neusten, doch waren sie meine treuesten Begleiter, die mich sicher jeden Hügel überqueren liessen. Dabei half mein hölzerner Wanderstab tatkräftig mit, er war schon fast ein drittes Bein für mich. Oben war ein Haken befestigt, an dem ich die Wasserflasche tragen konnte. Natürlich wollte ich weder meinen Umhang noch meinen Hut missen. Schliesslich waren sie Zeichen meines Zieles und erlaubten mir so den Aufenthalt in Klöstern und Herbergen. Zuletzt war da noch mein am besten gehüteter Bestandteil meiner Ausrüstung: Der Beutel. In ihm bewahrte ich Proviant, Messer und Becher, sowie Geld und Beglaubigungsschreiben auf. Ich befestigte ihn immer an der Taille und gab Acht, dass der Umhang ihn bedeckte.

Plötzlich riss mich Pferdegetrappel aus meinen Gedanken. Auch die anderen schienen aus fernen Welten zurückzukehren. Eine Staubwolke näherte sich uns und mit dieser befahl unsere Gruppe eine spürbare Unruhe. Meine Augen flitzten hin und her auf der Suche nach einem Versteck. Doch da war nichts, gähnende Leere um uns herum. Also blickte ich zur herannahenden Reitergruppe. Langsam konnte ich Gesichter erkennen: Gott sei Dank! Die Fremden von gestern Abend. Aber weshalb schnitten sie derart furchterregende Grimassen? Geistesgegenwärtig begannen wir zu rennen. Obwohl wir bereits einige Stunden unterwegs waren und eigentlich eine Pause angesagt gewesen wäre, liefen wir mit erstaunlicher Schnelligkeit. Niemand von uns dachte nur im Traum daran, seinen Wanderstab, der unten eine metallene Spitze hatte, gegen unsere Gegner einzusetzen; wir hatten zu grosse Angst.

Ich hörte einen Schlag und jemanden, der hinter mir zu Boden ging, doch die Zeit war zu knapp, um sich umzusehen. Da drang Jakobs Stimme an mein Ohr: „Bitte tut mir nichts! Hier, Ihr könnt all mein Geld haben, nur lasst mich leben. Bitte, ich flehe euch an! Schaut, ich bekenne mich auch zu eurem Gott, Allah.“ Nun musste ich einfach einen Blick über die Schulter werfen. Ich sah wie Jakob am Boden kniete und sich gen Osten verbeugte. Mein

Erstaunen liess mich einen Moment lang innehalten. Ein grosser Fehler. Einer der Reiter hatte mich sofort erreicht. Mir blieb gerade noch genug Zeit, um das verschmitzte Grinsen auf seinem Gesicht wahrzunehmen, bevor meine Welt sich schlagartig verdunkelte.

Gleissendes Licht blendete mich, als ich meine blutverkrusteten Lider hob. Der Geruch von weit gereistem Sand hatte mich aus meiner Ohnmacht geweckt. Dumpfer Schmerz breitete sich in meinem Kopf aus, als ich probierte, mich auf die Seite zu drehen. Ein erschrockenes Keuchen entwich aus meiner gepeinigten Brust, als ich direkt in zwei leblose Augen starrte. Schnell legte ich mich wieder auf den Rücken. Die bruske Bewegung weckte weitere Teile meines Körpers. Ein gleissender Schmerz schoss von meinem linken Bein hoch. Meine Hände verkrampften sich auf meiner Brust. Erst als meine Qualen abebbten und sich meine Sinne wieder klärten, bemerkte ich, dass meine Hände sich krampfhaft um mein Kreuz geschlungen hatten, welches ich normalerweise in meiner Tasche trug.

Ich liess meine Finger über die Konturen laufen, ertastete die sich von innen nach aussen weitende Form der Kreuzarme. Meine Fingerkuppen strichen über die grob eingeritzten Konturen des Gottessohns. Die bekannte Form und mein Blick in den klaren blauen Himmel beruhigten mich. Langsam flossen meine Erinnerungen an die vergangenen Ereignisse zurück. An den schrecklichen Überfall und die grauenhafte Erkenntnis, dass meine Augen vielleicht niemals den Anblick der heiligen Stadt geniessen würden. Kurz regte sich in mir ein Anflug von Wut über mein unglückliches Schicksal. Meine Reise hatte in guter Absicht und voller Demut begonnen, denn ich hatte erkannt, dass mein Leben voller Sünde war und meine Taten der höheren Ordnung nicht gerecht wurden. Doch wieso hinderte mich der Herr daran, meine Reise zu beenden? Hatte ich nicht im Gebet geschworen, meine Sündhaftigkeit durch diese Reise hinter mir zu lassen? Doch dann traf mich die Erkenntnis. Gott hat mich bestraft, denn auch auf der Reise hatte ich gesündigt. Doch er liess mir noch eine Chance, mich ihm zu beweisen. Denn trotz meiner Verletzungen war das Leben noch nicht aus meinen Gliedern gewichen. Nun war die Zeit gekommen, um endlich zu beweisen, wonach ich mich wahrlich sehnte.

Mit zitternden Gliedern hievte ich mich auf die Knie. Um mich herum erblickte ich das ganze Ausmass des Überfalls. Leblose Körper lagen wahllos auf dem kargen Boden verstreut. Mit Mühe verdrängte ich Gedanken an ferne Kindheitserinnerungen, die sich in meinem Kopf formten. Das waren dunkle Zeiten, die durch das reinigende Wasser des Herrn nun der Vergangenheit angehörten. Unweit von mir entfernt sah ich einen kräftigen Holzstab am

Boden liegen. Meinen eigenen konnte ich leider nirgends mehr finden. Der Gedanke, dass wenigstens der Stab seines ehemaligen Besitzers Jerusalem erreichen würde, spendete mir Trost. Auf ihm gestützt, richtete ich mich vollkommen auf. Ein kleiner Schwall Blut lief mir über die Wange aus einer Kopfwunde, als ich meinen Blick dem Horizont zuwendete. Ein letzter Anflug von Schwäche ergriff mein Herz, als ich mit langsamen Schritten auf den nächsten Hügel zuing. Doch das bedrückende Gefühl konnte nicht dem Anblick standhalten, der sich mir bot, als ich die Hügelkuppe erreichte.

Ich hatte Gott nicht enttäuscht. Ich sah die mächtigen Mauern der Stadt Jerusalem, welche sich in quadratischer Form schützend um das Allerheiligste legten. Rund herum lagen steinerne Gebirge mit tiefen Tälern. In diesem Augenblick wusste ich, dass mir Gott trotz all meiner Sünden gnädig gestimmt war. Denn nur ein gnädiger Gott würde jemandem mit solch sündigen Augen einen Anblick wie diesen erlauben.

LITERATURANGABEN

Foster, Norman: *Die Pilger. Reiselust in Gottes Namen*. Frankfurt am Main 1982.

Herbers, Klaus / Ohler, Norbert / Schimmelpfennig, Bernhard / Schneider, Bernhard / Thorau, Peter: *Pilgerwege im Mittelalter*. Darmstadt 2005.

Müller, Ludolf: *Helden und Heilige aus russischer Frühzeit*. München 1984.

Peyer, Hans und Conrad / Müller-Luckner Elisabeth: *Gastfreundschaft, Taverne und Gasthaus im Mittelalter*. München / Wien 1983

Podskalsky, Gerhard: *Christentum und theologische Literatur in der Kiever Rus*. München 1982.

Richter, Hermann: *Pilgerreise der Aetheria (oder Silvia) von Aquitanien nach Jerusalem und den heiligen Stätten*. Essen 1919.

“The Pilgrimage of the Russian Abbot Daniel in the Holy Land. 1106-1107 A.D.” In: The Library of the Palestine Pilgrims’ Text Society (Hg.): *The Library of the Palestine Pilgrims’ Text Society* Bd. 4. New York 1971 (Nachdruck von London 1887-1897).

Sebastian Wirz und Gregory Allen – Zeitbild: ein Todesfall bei den Ostslaven

Sterben muss Jeder

Mitten in der Nacht wurde Igor durch die Aufruhr in der Hütte aus dem Schlaf gerissen. Sonst verweilten die fünfzehn Männer, Frauen und Kinder die ganze Nacht durch zusammengepfercht in einer stickigen aber warmen Stille, die ihnen der Unterschlupf bot. Auch die jüngsten Kinder wussten den Schlaf der Männer und Frauen nicht zu stören, was konnte jetzt nur los sein? Igor tastete im Zwielficht nach seiner Frau, Olga, und fragte sie, was geschehen sei. Er befürchtete schon einen Überfall, bei dem ihre bescheidenen Vorräte und mühsam erwirtschafteten Handelswaren gestohlen werden könnten. In den vergangenen Wochen war es der Gemeinschaft schwer gefallen, genügend Nahrung zusammenzukratzen und Felle für den Handel zu sammeln. Vielleicht hatten es andere Stämme ebenfalls schwierig und versuchten sich die nötigen Güter nun bei ihnen zu holen.

Zu seiner Erleichterung bestätigte seine Frau Olga diese Furcht nicht. Im tosenden Unwetter hatte jedoch eine heftige Windböe einen Teil der Isolation des Daches davongetragen und innerhalb von wenigen Sekunden war es in der Hütte eisig kalt geworden. Am Abend hatten die Frauen der Hütte noch mit Feuer für Wärme gesorgt. Der Rauch war zwar beinahe unerträglich, aber durch das Feuer und die zusammengepferchten Körper entstand eine angenehme Wärme, die die Bewohner vor der Kälte der Nacht schützte.

Zusammen mit zwei anderen Bewohnern seiner Hütte ging Igor nach draussen, um mit Stroh, Holz und Erde das Wärmeleck zu stopfen. Sie versuchten den Schaden zu beheben, doch an eine wirksame Abdichtung des Daches war bei diesem Wind und ohne Licht nicht zu denken. Mit ein paar hastigen Handgriffen verrichteten sie das Nötigste und kehrten in das nun kühle Innere zurück, wo sie sich wortlos in einen unruhigen Schlaf zu retten versuchten.

Am Morgen fühlte sich Igor grässlich, er hatte Mühe tief einzuatmen und kämpfte mit üblen wiederkehrenden Hustenattacken. Doch die übrigen Männer begannen, das Dach zu reparieren und Igor konnte nicht tatenlos liegen bleiben. Da Igor sich und seiner Familie keine zweite Nacht in solch harten Bedingungen antun wollte, rappelte er sich trotz seiner Schmerzen auf, und half bei der Suche nach

neuem Material für die Reparatur. Jetzt, da der Wind ihnen nicht alles direkt wieder aus der Hand riss und sie ihre Arbeit im Tageslicht verrichten konnten, war das Dach schnell wieder belastbar und robust. Igor hingegen konnte das von sich selbst nicht behaupten, auch wenn er sein Gebrechen verbergen wollte. Zu sehr fürchtete er, aufgrund seiner Schwäche seinen Platz in der Hierarchie der Siedlung zu verlieren.

In den folgenden Tagen bereiteten ihm seine Pflichten immer grössere Probleme. Als die Männer der Siedlung sich am zweiten Tag nach dem grossen Sturm wieder auf die Jagd begaben, fiel es ihm sehr schwer mitzuhalten. Jede kleine Bewegung fuhr ihm schmerzhaft durch die Glieder und oft wurde ihm schwarz vor Augen. Sonst immer ein erfolgreicher Jäger und wichtiger Bestandteil der Gruppe, steuerte er an diesem Jagdtag nichts bei. Auf dem Rückweg von der Jagd trug Igor, der keine Schwäche zeigen wollte, den grössten Teil der Beute, aber schon nach einigen Minuten zwang ihn ein besonders starker Hustenanfall in die Knie. Igor spürte die beissenden Blicke der anderen Jäger im Nacken. Bereits fragten sich die ersten, was mit ihm los war.

In den folgenden Tagen verschlechterte sich Igors Zustand deutlich. Teilweise zog er sich schon tagsüber in die Hütte zurück, um dort keuchend und sich schüttelnd den prüfenden Blicken der anderen Männer zu entfliehen. Als er sich schon mehrere Stunden nicht hatte blicken lassen, schickte die besorgte Olga ihre zwölfjährige Tochter Elizaveta und deren achtjährigen Bruder Boleslav los, um nach ihrem Vater zu sehen. Igor war nicht einmal im Stande, sich seinen Kindern zuzuwenden, als diese in den Dunst der Hütte eintraten. Elizaveta, die im Gegensatz zu ihrem Bruder schon ein paar Todesfälle in der Gemeinschaft miterlebt hatte, sah bei ihrem Vater die Zeichen einer schlimmen Krankheit. Er war trotz den kühlen Verhältnissen in Schweiss gebadet und seine Wangen waren in nur wenigen Tagen sichtbar eingefallen. Igor hatte grosse Mühe, Nahrung zu sich zu nehmen und musste sich oft übergeben. Es musste den anderen vorkommen, als würde er hungern. Am schlimmsten waren jedoch seine Augen, in denen Elizaveta eine fiebrig verwirrte Furcht aufblitzen sah. Sie wusste, dass die anderen Männer ihren Vater bald wegtragen würden, denn beim letzten ähnlichen Fall war es ebenfalls so gewesen und ihre Mutter hatte ihr damals gesagt, der Mann würde weggetragen, um den Rest der Siedlung vor der Krankheit zu schützen. Sie blickte zu Boleslav, der die Angst seines Vaters zu teilen schien, und führte ihn wortlos aus der Hütte und zurück zu seiner Mutter.

Elizavetas Befürchtungen bewahrheiteten sich. Ihr Vater wurde noch am selben Abend aus der Siedlung verbannt. Einige Männer trugen ihn an eine Stelle ausserhalb der Siedlung, wo sie ihm in einem Zelt eine kleine Schlafstätte einrichteten. Dazu überliessen sie ihm Proviant für ein paar Tage. Sollte sich Igors Zustand wieder verbessern und sollte er aus eigener Kraft den Weg zurück zur Siedlung schaffen, so wäre er dem Tod entkommen und hätte sich wieder in die Gemeinschaft integrieren können. Doch keiner, der ihn gesehen hatte, kurz bevor man ihn weggetragen hatte, glaubte daran, dass er dies schaffen würde. Im Interesse des Gemeinwohls war er seinem Schicksal überlassen worden und in der einsamen Kälte keuchte Igor nur wenig später seinen letzten Atemzug.

Ehe die Männer nachschauten, ob Igor noch lebte, kam Boleslav zwei Tage nach der Verbannung seines Vaters mit gläsernen Augen zu Olga. Er hatte seinem Vater beistehen wollen und hatte sich vorgenommen, ihn zu pflegen, doch stattdessen erwartete ihn nur eine gefrorene Leiche. Seine Mutter hatte ihm verboten nach Igor zu sehen, da sie ahnte, dass ihr Mann nicht mehr zu retten war. Es wäre auch eine grosse Ausnahme gewesen, wäre der Kranke zurückgekommen. Olga hatte zumindest noch nie so eine Rückkehr erlebt. Igor war also tatsächlich gestorben und für Olga, Elizaveta, Boleslav und den Rest der Gemeinschaft war es nun Zeit, endgültig von ihm Abschied zu nehmen.

Igor war zwar tot, aber es galt, keine Zeit zu verlieren. Denn erst durch die vollständige Verbrennung seiner sterblichen Überreste konnte er den Weg in die Nachwelt antreten. So begannen bald die Vorbereitungen für Igors Bestattung. Trotz dem traurigen Anlass freuten sich viele auf das Fest. Dem Verstorbenen wollte man die letzte Ehre erweisen und die Bestattungsfeste stellten einen der wenigen farbigen Punkte im trüben und anstrengenden Leben der Männer, Frauen und Kinder dar. Aufgrund seines bescheidenen Besitzes würde es zwar ein bescheidenes Fest geben, ein Fest und eine Verbrennung mussten aber stattfinden, damit Igor in Ehre in die Nachwelt verabschiedet werden konnte.

Die gesamte Siedlung war an der Bestattungsfeier beteiligt. Alle halfen, einen grossen Holzberg zu bauen, der als Basis für das Feuer diente, oder sie brauten den Nabid. Einige Männer bauten ein Schiff, in das Igor hineingelegt wurde. In dieses Schiff legten sie auch sonstige Gegenstände, die Igor gehört hatten. Weil Igor aber fast nichts besessen hatte, gab es auch nicht viele Grabbeigaben und so sah Igors kranker und sich allmählich zersetzender Körper mit dem einen Ring und einem einzigen Fell als Beigaben in dem kleinen Schiff beinahe armselig aus. Die Stimmung war bedrückt

und alle wirkten nachdenklich. Natürlich war der Verlust Igors und seiner Arbeitskraft ein herber Verlust für die Gemeinschaft. Musste doch jeder viel arbeiten und diese Arbeit wurde durch Igors Tod für jeden noch ein wenig grösser. Vor allem die eigene Familie machte sich sehr grosse Sorgen. Olga hatte nicht nur ihren Mann, sondern vor allem den Ernährer der Familie und denjenigen, der ihren Platz in der Gemeinschaft sicherte verloren. Sie würde es in Zukunft noch schwerer haben und konnte nur hoffen, von einem anderen Mann zur Frau genommen zu werden oder so bald wie möglich Elizaveta zu verheiraten, um nicht das wenige, was sie noch hatte, auch noch zu verlieren.

Als das Schiff angezündet wurde, schienen die ganze Bedrücktheit wie verschwunden. Das Feuer schien mit Igor auch die Nachdenklichkeit und die Sorgen der Zukunft aller Beteiligten zu verbrennen. Die Feiernden waren wie entfesselt und der Nabid floss in rauen Mengen. Auch die Stille, die noch kurz zuvor geherrscht hatte war weg und wurde durch Musik, Gesänge, Gespräche und Geschrei ersetzt. Die Möglichkeit, sich gehen zu lassen und die Sorgen des Alltags für einmal zu vergessen, schien von allen gerne ergriffen zu werden.

Inmitten dieser ausufernden Feier und der grossartigen Stimmung schien die Gemeinschaft neue Stärke und neuen Zusammenhalt zu finden. Ob diese Stärke dazu führte, dass der Verlust Igors durch Zusammenhalt wettgemacht werden konnte, oder ob nur der Nabid seine verschleierte Macht ausübte, konnte zu diesem Zeitpunkt noch niemand wissen...

Literatur

Goehrke, Carsten: Eine Geschichte in neun Zeitbildern vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart: Russischer Alltag 01: Die Vormoderne, Zürich, 2003.

Ibn Rusta: Buch der kostbaren Edelsteine: Text nach der deutschen Übersetzung in Göckenjan, Zimonyi (2001)

Mansikka, V.J.: Die Religion der Ostslaven in FF Communications Nr. 43, Helsinki, 1922.

Zeki Validi Togan: Ibn Fadlan's Reisebericht, Leipzig, 1939.

Zeitbild – Aus dem Reisetagebuch des Wikinger-Händlers Ragnar aus Haithabu

Vorwort

Mitte des 9. Jahrhunderts befindet sich der Händler Ragnar aus Haithabu zusammen mit anderen Handelsmännern auf der Reise nach Byzanz. Als südlich der Stadt Kiew plötzlich ein heftiger Sturm aufkommt, rammt das Schiff einen Felsen und wird stark beschädigt. Das Schiff droht zu sinken. Panik bricht aus. Einige Leute ertrinken im Dnjepr, doch den übrigen gelingt es, das Schiff ans Ufer zu wuchten. An eine schnelle Weiterreise ist jedoch nicht mehr zu denken, das Schiff muss repariert werden; ausserdem ist der grösste Teil der Nahrungsreserven in den Fluten verloren gegangen.

Nachdem sich der Sturm gelegt hat, bemerken die Händler in nicht allzu grosser Entfernung aufsteigenden Rauch und beschliessen, eine Erkundungstruppe loszuschicken – auch Ragnar soll mitgehen.

Eintrag Tag 1

Gorm, einer unserer jüngeren Männer erblickte den schwachen, beinahe durchsichtigen Rauch als Erster. Es musste noch vor der Mittagszeit gewesen sein – wir waren gerade dabei, die entstandenen Sturmschäden zu beziffern. Mit Weh und Schmerz mussten wir feststellen, dass das hiesige, böse und unberechenbare Wasser uns nicht nur vier unserer Kameraden, sondern auch beinahe alle Nahrungsvorräte und einen beträchtlichen Teil unserer Handelswaren genommen hatte. Wie ein grosser Schluck kühlen, heimischen Biers wirkte auf uns die Nachricht, dass wir in dieser gottverdammten Gegend nicht alleine sassen. Wo Rauch ist, müssen auch Menschen sein.

Mit dem Ziel, Nahrung zu beschaffen, wurde ich zusammen mit Gorm und Rurik Richtung Rauch ausgeschiedt. Wir marschierten flussabwärts und bald konnten wir den Rauch deutlich vor uns sehen. Auf mehreren, weit voneinander liegenden Ackerfeldern¹ brannten kleine Feuer, die verhältnismässig viel Rauch erzeugten. Wir sahen, wie ganze Familien bei der Ernte mithalfen. Auf dem uns am nächsten liegenden Acker konnten wir deutlich beobachten, wie ein paar Frauen und Männer mit Sichel ausgerüstet die Ähren büschelweise abschnitten und sie auf eine Vorrichtung über dem Feuer legten. Weisses Rauch stieg auf. Nun wurde uns alles klar: Auf diese raffinierte Weise trocknen sie das durchnässte Getreide. Auch für diese Bauernfamilien musste das Unwetter äusserst ungelegen gekommen sein.

¹ Dies kann ein Hinweis auf dünn besiedeltes Land sein; die Bauern konnten es sich leisten, alle paar Jahre ein anderes Feld zu beackern – ein Grossteil der Felder lag somit viele Jahre als Reserveland brach.

Bald konnten wir auch die Silhouette einer kleinen Siedlung ausmachen, die in eine scharfe Flussbiegung eingewachsen schien². Als wir dieser noch näher kamen, erblickten wir einige Gestalten am Fluss. Einige spielende Kinder und Frauen, die am Fluss Kleider gewaschen haben, verschwanden in Richtung der Hütten, als sie uns Fremde näherkommen sahen. Zurück blieben einige Fischer in enganliegenden Hosen und knielangen Kitteln.

Anhand von Zeichen und Gesten konnten wir ihnen klar machen, dass wir Nahrung für uns und unsere zurückgebliebenen Kameraden brauchen. Es wurde klar, dass die Bauern Interesse an einem Tauschhandel hätten. Wir sollten später mit unserer Handelsware nochmals kommen. Das wir es geschafft haben, diesen einfachen Menschen, die eine völlig andere Sprache als wir sprechen, all dies zu erklären, erscheint mir schon jetzt – nur einen halben Tag später – als Wunder.

Einer von ihnen, der sich gerade mit seiner reichen Fischbeute nach Hause machen wollte, hiess uns, ihm zu folgen. Er führte uns zwischen den niedrigen Hütten hindurch. Es fiel uns auf, dass fast alle Dächer durch den Sturm beschädigt wurden. Trotzdem sahen wir niemanden, der sich um diese Schäden kümmern würde. Besonders stark beschädigte Dächer wurden nur provisorisch mit Brettern abgedeckt. Ich musste lächeln: die Feldarbeit kommt immer an erster Stelle, die Ernte kann nicht warten – soviel wusste auch ich vom Bauernleben. Bevor unser Bauer schliesslich eine dieser Hütten betrat, drehte er sich um, und winkte uns, damit auch wir mitkommen.

Beinahe wäre ich ins schwarze Hausinnern gestürzt, im letzten Augenblick konnte ich mich gerade noch am Türrahmen festhalten. Erst jetzt bemerkte ich den Balken mit eingekerbten Fusstritten und es wurde mir sofort klar, dass wir von aussen nur die mit Erde bedeckten Dächer der Hütten gesehen hatten. Ausser der Tür gab es keine weiteren Öffnungen und es dauerte eine Weile, bis sich unsere Augen an das Halbdunkel gewöhnten. Es roch angenehm nach Getreide und gebratenem Fleisch. Die Hütte bestand aus nur einem Raum. Zwei ältere Mädchen waren mit Hausarbeiten beschäftigt: Eine bediente stehend eine Handmühle, die aus zwei runden Mahlsteinen bestand und auf einem hohen Tischlein in der hinteren Ecke stand. Nur mit allergrösster Anstrengung konnte sie den oberen Steinblock mithilfe eines hölzernen Griffs bewegen. Die andere webte gerade. Sie sass mit dem Gesicht zum Eingang. Das Licht fiel direkt auf den Handwebstuhl auf dem grossen Tisch vor ihr. Zwei kleine Kinder spielten auf dem Boden, eine Frau hielt ein Kleinkind in den Armen. Alle blickten auf, als wir so plötzlich hereinkamen, im Raum wurde es ganz still. Der Bauer brach als erster die Stille, indem er etwas Beruhigendes zu seiner Familie sagte und anschliessend begann, Grütze und grosse, saftige Rindfleischstücke auf Tonteller zu verteilen. Anschliessend verteilte er die

² Ausgrabungen bestätigen, dass insbesondere zwischen Dnjepr und Don Siedlungen an durch das Gelände geschützten Stellen, beispielsweise Spornlage oder in einer Flussschlinge, errichtet wurden.

Teller an seine Frau und Kinder, auch wir bekamen je einen. Zum Trinken gab es frisches Wasser, das bestimmt vorher aus dem Fluss geholt wurde. Dieser überaus nette Empfang und die Gastfreundschaft haben uns drei Händler äusserst gefreut und tief berührt. Guten Mutes und gesättigt machten wir uns auf den Weg zum Schiff, um Tauschwaren zu holen.

Eintrag Tag 2

Ich vermisse die Eichen- und Buchenwälder. Auch hier gibt es viele Wälder und obwohl vieles ähnlich ist, ist doch alles ganz anders als zu Hause. In meiner Heimat gibt es viel mehr Flüsse, welche von Feuchtwiesen und Sümpfen umgeben sind. Auch hier habe ich bereits einige Sümpfe gesehen, aber das übrige Gelände sieht ganz anders aus.

Die Fremden haben – ähnlich wie wir – ihre Häuser in durch Gewässer geschützter Lage gebaut. Unterwegs haben wir auch Häuser gesehen, die weiter oben gebaut wurden, damit wahrscheinlich das Wasser diese nicht überschwemmen kann.

Es sieht so aus, also ob diese Häuser aus dem Boden wachsen würden!³ Seltsames sieht man bei diesem merkwürdigen Volk, was soll das bloss? Warum bauen sie nicht solch stattliche Wohnbauten wie wir sie kennen und schätzen?

Die Menschen hier scheinen sich wie wir vom Vieh- und Ackerbau ernähren zu können, aber diese Erde ist nicht mit unserem ertragreichen Gut zu vergleichen! Ich habe gesehen, wie viel Boden sie nutzen müssen und wie viel Arbeit sie mit dem Pflug hatten. Bei uns zu Hause kommen die Bauern mit viel weniger Aufwand zu mehr Getreide und diese Arbeit kann bei uns sogar von Frauen ausgeführt werden!

Eintrag Tag 3

Heute ist bereits der 3. Tag nach dem schrecklichen Sturm, der uns einige unserer Gefährten für immer entriss. Wir stecken immer noch fest, die Reparaturarbeiten kommen nicht voran.

Gestern haben wir den ganzen Tag versucht, einige dieser Bäume zu fällen, um damit unser Schiff zu reparieren. Aber diese Arten sind nicht geeignet, da sich das Holz nicht so gut bearbeiten lässt! Deswegen ziehen einige von uns weiter, um nach Eichenbäumen zu suchen, welche wir dann weiter verarbeiten können. Hoffentlich finden sie Eicheln, dann können wir diese Baumfrüchte tauschen und müssen nicht noch mehr als nötig von unseren kostbaren Habseligkeiten opfern!

³ Die Erdhütten des 9. Jahrhunderts waren so eingetieft, dass von Aussen möglicherweise nur eine Art halbkoni-scher Erdhügel zu sehen war (Quelle: Goehrke, Carsten)

Eintrag Tag 4

Endlich! Heute ist ein wahrer Glückstag! In einem Wald unweit der Siedlung sind wir auf Eichen gestossen. In diesem Wald wimmelte es von Schweinen, die jeden Tag hierher getrieben werden, frei zwischen den Bäumen herumlaufen und Eicheln fressen. An einigen Bäumen sind grosse Kästen aus Holz angebracht. Um die Kästen summen Bienen. Die Stimmung unter den Männern ist gut. Unsere Aussichten auf ein schnelles Fortkommen sind deutlich gestiegen.

Eintrag Tag 5

Diese seltsamen Bauern! Könnte ich doch nur ihre Sprache verstehen! Wieso hat es uns nur in diese Einöde verschlagen! Nun mussten wir ihnen einige wertvolle Dinge im Tausch für Nahrung überlassen! Am meisten ärgere ich mich über die zwei Wollhemden, die ich im Tausch für ein Schaf und drei Brote hergeben musste. Qualitativ mochten sie eher minderwertig sein, doch ich erinnere mich noch gut, als meine zweitgeborene Tochter Kolbrun sie gemacht hat. Es sind die ersten Hemden gewesen, die sie ohne die Hilfe ihrer Mutter gefertigt hat. Zunächst hat sie dazu die Wolle zusammen mit ihrer Mutter sortiert, das steife Deckhaar musste vom feinen Unterhaar getrennt werden. Anschliessend kratzte meine Frau Thyra mit einem Kamm mit eisernen Zähnen, Kolbrun mit Distelkarden die Wolle auf, um sie aufzulockern. Kolbrun nahm danach etwas vorbereitete Wolle in die linke Hand, befestigte den leichten, mit Runen verzierten Hirschknochenwirtel am oberen Ende der Spindel, setzte sich auf den mit Fellen bedeckten Erdbank und rollte die Spindel mit der rechten Hand über den Oberschenkel. Anschliessend erhob sie sich und liess die Spinde frei in der Luft rotieren, um das Zwirnen des Fadens abzuschliessen. Thyra spannte in der Zwischenzeit stehend mit dem schweren Steinwirtel das grobe Kettgarn, was natürlich wesentlich anstrengender ist. Kolbrun spannte zwei volle Tage lang, um genug Garn für zwei Hemden zu spinnen! Selbst als es dunkel war, hat sie im Lichte der Tranlampen weitergesponnen. Am dritten Tag begann Kolbrun mit dem Weben. Glücklicherweise besitze ich einen Hochwebstuhl! Er besteht aus zwei Ständern, die den Tuchbaum tragen, an dem die mit Steinen straffgehaltenen Kettfäden herunterhängen. Die Fäden werden durch den Trennstab in zwei Gruppen aufgeteilt, durch die schräg gestellten Stützen entsteht so ein natürliches Fach. Gewoben wird nun von oben nach unten, indem der waagrechte Faden mit dem Webschwert zwischen die Kettenfädenlagen eingearbeitet wird. Immer abwechselnd wird dann mit Hilfe des Litzenstabs, einem senkrechten, auf Astgabeln liegenden Holz, ein Gegenfach zum natürlichen Fach gebildet, indem die hinteren Kettfäden durch die vorderen hindurch nach vorne gezogen werden. So werden die waagrechten Fäden eingewoben. Kolbrun wob so fast fünf Tage, um genug Stoff für die Hemden zu bekommen! Nach dem Weben raute sie die Stoffoberfläche ein wenig auf, damit der Stoff besonders wär-

mend und zudem winddicht wurde. Nun brauchte sie die in unterschiedlichen Breiten gewobenen Stoffe nur noch zusammenzunähen. Stolz hatte sie mir am Abend, als ich damals vom Fischfang heimkehrte, die beiden Hemden gezeigt. Und diese Hemden wärmen nun diese Bauern!

Eintrag Tag 8

Heute Abend konnte ich mir endlich die Läuse aus den Haaren kämmen. Ihre Bisse sind unerträglich geworden. Ich lieh mir den Kamm von Ragnfrid, meinen Eigenen habe ich zusammen mit anderen Habseligkeiten verloren, als unser Schiff auf die Felsen prallte. Dabei erzählte mir Ragnfrid die Geschichte des Kamms. Als er beim Bau der Wälle des Danewerks in die südlichen Wälder Haithabus vordrang, um Bäume zu fällen, erlegte er einen prachtvollen Hirsch. Aus dem Mittelstück des Geweihs hat er dann die Kammschiene geschnitten die Zahnplatten mit Metallnieten zwischen die eingekerbte Kammschiene befestigt und dann die Zähne in die Zahnplatten gesägt. Der Rest des Geweihs und ein Grossteil der Knochen hat er damals für zwei Gefässe Honig und drei Schleifsteine mit Rorik getauscht, welcher Spinnwirteln daraus gefertigt hat.

Eintrag Tag 10

Wie vermisse ich mein geliebtes Haithabu!

Vor allem aber vermisse ich mein Haus und meine Familie. Wie schön wäre es doch jetzt dort zu sein. Ich erinnere mich noch gut als Godrik im dritten Winter nach dem Tod meines Grossvaters den Bau Haithabus förderte und vorantrieb. Unserer Familie wurde ein Grundstück zugeteilt, das wir bebauten. Wie unsere Nachbarn errichteten wir ein Hallenhaus, das wir noch heute bewohnen. Obwohl ich erst den zehnten Winter erlebte, musste ich bei den härtesten Arbeiten mithelfen. Ich half also die Eichenstämme in keilförmige Stücke zu spalten, hob Erde aus, in die diese Keile als Aussenwand eingegraben wurden, suchte in den Wäldern nach Moos und bestrich anschliessend die Wände mit einem Lehm- und Moosgemisch um sie abzudichten. Nur beim Aufrichten der schweren Eichenhölzer an den Ecken des Hauses und auf dem Dach konnte ich nicht mithelfen. Währenddessen suchte und schnitt ich Schilf, mit welchem wir anschliessend das Dach bedeckten. Was für ein staatlicher Bau! Breit ist es 4 Schritte, lang ungefähr 17! Der Eingang liegt auf der Strassenseite, auf der Rückseite des Hauses steht der Brunnen, gefertigt habe ich ihn in meinem zwanzigsten Winter aus Transportfässern meines Vaters! Wie oft habe ich seither diese Bretter ersetzen müssen?! Hätte ich vielleicht doch lieber einen Erlenstamm aushöhlen sollen, wie mein Nachbar? Im Innern des Hauses habe ich über die Jahre viel Luxus ansammeln können! In der Mitte des Hauses liegt natürlich der Herd aus mit einer Lehmplatte bedeckten Steinen. Wie oft haben wir

hier die kalten Winterabende verbracht! In den letzten Wintern haben wir uns dank des Wohlstandes mehrere Tranlampen aus Keramik anschaffen können, sodass abends besser gearbeitet werden kann. Viel lieber würde ich jetzt auf den mit Fellen bedeckten Erdbänken schlafen, als auf dem kaputten Schiff hier! Wir besitzen sogar einige Truhen, die wir natürlich abschliessen müssen! Seit einigen Wintern treibt sich lauter Gesindel in Haithabu umher! Die Schlüssel trägt meine geliebte Frau Thyra jeweils an ihrem Gürtel. Sie ist zuständig für das Haus. Sie ist sie es auch die mit der Handmühle aus dem Nordischen Granatschiefer das Getreide mahlt. Keine billige aus Basalt, wie sie die meisten meiner Nachbarn besitzen! Seit fünf Wintern haben wir sogar einen Backofen. In einem mit Lehm überzogenen Rutengeflecht kann ein Feuer entfacht, die Glut anschliessend mit dem Ofenschieber entfernt werden und durch den Hitzestau lässt sich so wohlschmeckendes Brot backen! Essgeschirr besitzen wir inzwischen eine ganze Menge! Als Vater noch lebte, töpferte Mutter meist das Geschirr noch selber, das natürlich oft kaputt ging. Mit dem Reichtum konnten wir uns dann Specksteingeschirr kaufen, das nicht nur sehr haltbar ist, sondern auch die Wärme ausgezeichnet speichert! Daneben benutzen wir natürlich auch Holzgeschirr zum Schöpfen und Essen. Sogar eine teure Keramik aus dem Reich der Karolinger besitzen wir! Um nach dem Essen das Geschirr zu putzen verwendet meine Frau Moose oder die Leinstengel. Manchmal wischt sie auch den grössten Staub mit Besenheiden aus dem Haus. Allzu oft natürlich nicht, wozu auch?
Ach wäre ich doch in meinem geliebten Haus in Haithabu.

Schlusswort

Nach zwei Wochen gelang es den Wikingern ihr Schiff zu reparieren und sie nahmen ihre Reise nach Byzanz wieder auf.

Quellen

Tag 1 & 4

Goehrke, Carsten: Russischer Alltag. Eine Geschichte in neun Zeitbildern. Band 1: Die Vormoderne. Zürich 2003. S. 39-47, 52-56.

Tag 2 & 3

Banck, Claudia: Die Wikinger. Stuttgart 2009.

Brink, Stefan: The Viking World. USA/ Canada 2008.

Christiansen, Eric: The Norsemen in the Viking Age. Oxford/ Massachusetts 2002.

Goehrke, Carsten: Russischer Alltag. Eine Geschichte in neun Zeitbildern. Band 1: Die Vormoderne. Zürich 2003.

Simek, Rudolf: Die Wikinger. Beck'sche Reihe. München 1998.

Tag 5

Elsner, Hildegard: Wikinger Museum Haithabu. Schaufenster einer frühen Stadt. Neumünster 1994. S. 49-54.

Tag 8

Kaufmann, Sabine (Hg.): Die Wikinger. Historisches Museum der Pfalz. München 2008. S. 157.

Tag 10

Elsner, Hildegard: Wikinger Museum Haithabu. Schaufenster einer frühen Stadt. Neumünster 1994. S. 25-33.